It. coll. 58^s/62

<36611026270015

<36611026270015

Bayer. Staatsbibliothek

Anson auf der Insel Tinian.

Sämmtliche
Reisen um die Welt,
von Magellan bis auf unsere Zeiten.

Nach dem Englischen des Herrn Samuel Prior.

Zweites Bändchen.

Mit einem Kupfer.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1822.

Wbt/67/162

Inhalt.

Seite

I. Woodes Rogers. In den Jahren 1708 bis 1711. 1

II. John Clipperton. In den Jahren 1719 bis 1722. 125

III. Georg Shelvock. In den Jahren 1719 bis 1723. 159

IV. Joris Spilbergen. In den Jahren 1614 bis 1617. 197

Seite

V. Jacques Le Maire und Williem Cornelis Schouten. In den Jahren 1615 bis 1617. 221

VI. Jacques l'Hermite. In den Jahren 1623 bis 1626. 255

VII. Jacob Roggeween. In den Jahren 1721 bis 1723. 275

VIII. Anson. In den Jahren 1740 bis 1744. 295

Woodes Rogers.

In den Jahren 1708 bis 1711.

[library stamp, illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Man kennt wenig Seereisen, welche mit so großer Klugheit unternommen und mit so großer, keinen Kostenaufwand scheuender Sorgfalt vorbereitet worden sind, wie die des Capitän Woodes Rogers. Die Ausrüstung zu derselben geschah durch einige reiche Privatpersonen in Bristol, welche allen Gewinn von dieser Reise sich ausbedungen hatten, so wie sie auch allen Schaden tragen wollten. Ihre erste Sorge war, eine gute Wahl der Officiere zu treffen. Schon darin waren sie sehr glücklich. Der Capitän Woodes Rogers, den sie zum Oberbefehlshaber wählten, war ein muthvoller, thätiger und unermüdlicher Seemann, und die Wahl fiel auch besonders wegen seiner persönlichen imponirenden Eigenschaften auf, da er das schätzbare Talent hatte, bei den Matrosen, einer ziemlich rohen Classe von Menschen, sich in Achtung zu erhalten, und eine Geistesgegenwart, die ihn in schwierigen und

mißlichen Lagen nie verlegen seyn ließ. Der Capitän Stephen Courtney, zweiter Befehlshaber bei dieser Expedition, war ein Mann von guter Familie, ansehnlichem Vermögen und vielen liebenswürdigen Eigenschaften. Er gab zur Ausrüstung vorzüglich eine große Summe her. Thomas Dover, dritter Befehlshaber, war ebenfalls selbst Ausrüster. Er war eigentlich practicirender Arzt, und machte später auch als solcher ziemliches Aufsehen durch den Eifer, mit welchem er die Anwendung des Quecksilbers in der Medicin empfahl. Dover war ein Mann von ziemlich rauhem und mürrischem Character, aber da er nicht das Obercommando hatte, so kam darauf nichts an. Courtney wählte zu seinem Second-Capitän den sehr geschickten Seemann Edward Cook, der schon zwei Mal in Französischer Gefangenschaft gewesen war. Der Obersteuermann war Capitän William Dampier, der sich schon damals den Spaniern in der Südsee furchtbar gemacht hatte.

Am 1. August 1708 segelten sie von der King-road bei Bristol ab, mit den zwei großen Schiffen the Duke (der Herzog) und the Duchess (die Herzogin). Das erste

war ein Schiff von dreihundert Tonnen Last, hatte dreißig Kanonen und ein hundert und siebenzig Mann. Auf ihm commandirte Woodes Rogers. Das zweite war von zwei hundert und siebenzig Tonnen Last, hatte sechsundzwanzig Kanonen und ein hundert und funfzig Mann, und ward von Stephen Courtney commandirt. Beide Schiffe waren vom damaligen Großadmiral von England, dem Prinzen Georg von Dänemark, selbst damit beauftragt, an den Küsten von Peru und Mexico in der Südsee herumzukreuzen, und den Feinden Englands, den Franzosen und Spaniern, so viel Schaden als möglich zuzufügen, und Beide stets in Verbindung zu agiren, da sie denselben Eigenthümern, den Kaufleuten in Bristol, gehörten.

Am 5. August sahen sie die Irländische Küste und warfen vor Kinsale den Anker aus. Hier kam ein Lootse auf den Duke, der es unternahm, denselben in die Bai von Cork zu führen, aber ihn am 6. des Morgens, da es dunkel und nebelig war, beinahe in eine ganz andere, von Cork westlich liegende Bai geführt hätte, wenn nicht Rogers, der mit diesen Küsten schon besser bekannt war, den Irrthum bemerkt und selbst das

Amt des Piloten übernommen hätte. In der Bai von Cork verproviantirten sich die Schiffe noch, und nahmen eine Anzahl anderer Matrosen in Dienst, an die Stelle von Vierzigen, welche theils desertirt, theils zum Dienst untauglich befunden und wieder fortgeschickt worden waren. Auf beiden Schiffen zusammen befanden sich nun dreihundert dreiunddreißig Personen. Nicht einmal ganz zwei Drittel waren Engländer, ein Drittel bestand aus Fremdlingen von verschiedenen Nationen. Außerdem waren noch ein Negersclave und zehn Schiffsjungen da. Von den Engländern und Irländern waren Viele gar nicht Seeleute, sondern Handwerker, Krämer, Musicanten und dergleichen, ein sonderbar gemischter Haufe.

Cork verließen sie am 1. September in Gesellschaft des Kriegsschiffes Hastings, welches bis zum 6. bei ihnen blieb, an welchem Tage der Capitän Paul, der es commandirte, sie noch mit mancherlei Nothwendigkeiten, welche sie mitzunehmen vergessen hatten, versah, und von ihnen dafür eine Anweisung an ihre Ausrüster, den Aldermann Batchelor und die übrigen Theilnehmer in Bristol, erhielt.

Am 10. sahen sie früh um 6 Uhr ein Schiff, und machten sogleich auf dasselbe Jagd. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten sie es. Es steckte die Schwedische Flagge auf, und ließ sich ohne Widerstand untersuchen. Aus den Aeußerungen einiger Matrosen auf ihm, welche betrunken waren, schloß man, daß es Conterbande führe. Aber nachdem man den Capitän und Einige von der Mannschaft streng examinirt hatte, fand man doch, die Rechtmäßigkeit dieser Prise zu beweisen, dürfte Schwierigkeit haben, und das Schiff in den Hafen zu führen, würde vielleicht nur Zeitverlust ohne allen Gewinn seyn. Man entließ es daher wieder. Der Capitän desselben war dankbar, und machte dem Capitän Rogers ein schätzbares Geschenk an Lebensmitteln, wofür von diesem ein Gegengeschenk von zwölf Bouteillen Cyder erfolgte. Dieses Schiff, welches zweiundzwanzig Kanonen hatte, kam von Stadland an der Küste von Norwegen und war um Schottland und Irland hinumgesegelt. Als es den Duke und die Ducheß verließ, salutirte es mit vier Schüssen.

Während man dieß Schiff noch in Haft behielt, war an Bord des Duke von vier subalter-

nen Officieren das Project gemacht worden, es für Prise zu erklären, und als sie hörten, es werde wieder entlassen, rebellirten sie. Rogers entsetzte aber sogleich den Bootsmannn Gyles Cash seines Amts, und ließ ihn nebst zehn Anderen in Ketten werfen, und die eigentlichen Anstifter überdieß tüchtig hauen. Hierauf ward alsbald wieder Ruhe, und Alles schien ins vorige Geleis zu kommen. Auch unter der Mannschaft auf der Ducheß spukte ein solcher Empörungsgeist, schien aber ebenfalls sogleich gedämpft, als die Nachricht hinüber kam, welchen kurzen Proceß Rogers gemacht habe. Allein die Gährung dauerte doch noch einige Zeit fort. Am 14. September kam ein kleiner Trupp, von einem der Verwogensten angeführt, zu Rogers, und verlangte die Befreiung des Bootsmannes. Rogers antwortete ihnen sehr gelassen und suchte sie durch Freundlichkeit zu besänftigen. Dann nahm er den Anführer auf die Seite, als ob er gern mit ihm allein sprechen wollte, und ging mit ihm auf die Schanze. Hier bemächtigte er sich seiner mit Hülfe einiger Officiere, und ließ ihn an den Mast binden und peitschen. Den verhafteten Bootsmann schickte er am nächsten Tage

auf die königliche Galeere von Biddeford, welche seit dem 6. mit ihnen in Gesellschaft gesegelt war, und eben an diesem Tage sich von ihnen trennte. Am folgenden ließ er jedoch die Gefangenen wieder entfesseln, und da sie wegen des Geschehenen sich reuig bezeigten, und für die Zukunft gute Aufführung versprachen, verzieh er ihnen.

Am 17. bekamen sie den Pik von Teneriffa zu Gesicht, und am 18. caperten sie eine Spanische Barke von fünfundzwanzig Tonnen Last, die von Orotava *) nach Fuenteventura ging, und fünfundvierzig Passagiere, Männer und Weiber, darunter auch ein Geistlicher war, an Bord hatte. Am 19. fuhren sie mit diesem Schiffe auf die Rhede von Orotava, und schickten den Capitän desselben nebst dem Geistlichen hinüber, um wegen der Ranzion zu unterhandeln, welche man zum Theil in Mundvorräthen, Wein, und anderem Bedarf nehmen wollte. Man ließ sie von einem gewissen Carlton Vanburgh hinüberbegleiten, dessen Wahl zu diesem

*) Auf der Insel Teneriffa.

schwierigen Geschäfte aber Rogers Beifall nicht hatte. Bald darauf kam ein Boot von der Stadt mit einem an die Capitäne Rogers und Courtney geschriebenen Briefe. In diesem ward mit ihnen expostulirt, die Rechtmäßigkeit der Prise geleugnet, und gedroht, den Vanburgh als Geißel zurückzubehalten, bis die Barke wieder freigegeben sei. Diese zu behalten, sei nicht nur einem zwischen Spanien und England in Betreff der Canarischen Inseln geschlossenen besonderen Vertrage ganz zuwider, sondern würde auch von höchst nachtheiligen Folgen für die handeltreibenden Unterthanen beider Königreiche und vornehmlich für mehrere auf den Canarischen Inseln etablirte Englische Kaufleute seyn, von welchen man gewiß einen zehnfachen Ersatz fordern werde. Dieser Brief hatte die Unterschriften von John Poulden, dem Viceconsul und drei Englischen Kaufleuten, Bernard Walsh, John Crosse und George Fitzgerald.

Die Capitäne kamen über die Beantwortung dieses Briefs mit einander überein, und sie fiel folgendermaßen aus: Mit Behaltung der Barke werde von ihnen nicht mehr gethan, als was ihren

Instructionen gemäß sei. Von einem besonderen, bloß die Canarischen Inseln angehenden Vertrage zwischen England und Spanien sei ihnen nichts bekannt. Wenn Vanburgh nicht zurückgeschickt werde, so nehme man die sämmtlichen auf der Barke befindlichen Personen als Gefangene mit. Wenn sie drüben nachtheilige Folgen für die Englische Factorei davon fürchteten, so möchten sie einstweilen die Barke ranzioniren, und wegen der Erstattung den Regreß an die Großbritannische Regierung selbst nehmen. Jetzt wünsche man schnelle Entschließung, denn es sei hier keine Zeit zu verlieren. Nach Vanburghs Zurücksendung wolle man die Gefangenen entlassen.

Es wurden noch einige Briefe gewechselt, dann aber erschien am 22. einer der Englischen Kaufleute, welche sich unterschrieben hatten, Crosse, selbst in einem Boote, und brachte nicht nur den Vanburgh, sondern auch fünf Eimer Wein, einige Schweine, eine Quantität Trauben, und andere Dinge. Die Capitäne befahlen hierauf, die geladenen Güter der Prise auszuräumen, und diese verkauften sie an Crossen für vierhundert und funfzig Piaster. Die Gefangenen ließ man

auf ihr, und gab sie frei. Auf Vanburghs Verwendung gab man ihnen auch Alles zurück, was man ihnen von ihren Effecten abgenommen hatte, vornehmlich ihre Cruzifixe, Kreuze, Reliquien und Bücher. Dem Geistlichen machte Rogers ein Geschenk mit einem großen Käse.

Am 25. September passirten die Schiffe den Wendekreis. Sechzig von der Mannschaft hatten ihn noch nie passirt, und mußten sich daher die bekannte Matrosentaufe gefallen lassen, das heißt: sie wurden an einem ihnen um den Leib gewundenen Seile aus beträchtlicher Höhe drei Mal im Meere untergetaucht. Einigen war dieß Bad sehr heilsam, da sie von Schmutze starrten. Ueberdieß konnte sich Jeder durch Bezahlung einer halben Krone, die auf der Rückkehr nach England an einem lustigen Tage von der Mannschaft mit verschmaust werden sollte, davon befreien.

Am 30. September sahen sie Santa Lucia, eine der Capverdischen Inseln, und gegen Mittag legten sie sich im Hafen von San Vicente *) vor Anker. Da sie wußten, daß

*) Der zweiten Capverdischen Insel, wenn man

diese Insel unbewohnt sei und doch einige Menschen an der Küste gewahrten, so fuhr Capitän Cook in der Pinasse hinüber, um zu hören, wer sie seien. Es fand sich, daß es des Schildkrötenfanges wegen hergekommene Portugiesen von Sant Antonio waren.

Am 3. schickten sie den Portugiesischen Dollmetscher, Joseph Alexander, mit einem respectsvollen Briefe an den Gouverneur dieser Inseln, worin sie um Erlaubniß baten, einige Lebensmittel einkaufen zu dürfen, da sie Unterthanen Großbritanniens, des Bundesgenossen von Portugal, seien. Der Dolmetscher kam gar nicht wieder und war desertirt, aber ein Abgesandter des Gouverneurs, ein Neger, kam an Bord des Duke, und brachte Taback, Brantwein, Schweine, Geflügel, Orangen, Limonien, Muscatmelonen und Wassermelonen. Alle diese Lebensmittel kaufte man sehr wohlfeil von ihm für unbedeutendes Gut von der Prise. Während man hier lag, um die Schiffe zu reinigen und

---

von Norden kommt, zwischen Santa Lucia und Sant Antonio.

Holz und Wasser einzunehmen, ward an Bord der Duchess ein Comitté niedergesetzt, welches neue Regulative in Betreff der Prisen und der Beute machte und der Mannschaft publicirte. Sie wurden von Allen anerkannt, und Jeder machte sich zu ihrer Befolgung anheischig. Auch wurden zweckdienliche Maßregeln genommen gegen eine unter den Matrosen eingerissene Lüderlichkeit, da sie an den Canarischen und Capverdischen Inseln sich mit den Negern und Spaniern in Schacher einließen, und für geistige Getränke und Anderes ihre Kleidungsstücke verkauften.

Rogers Bericht von den Capverdischen Inseln ist folgender: „Es sind ihrer zehn, und bloß sieben sind bewohnt, nämlich St. Jago, St. Nicolas, Bonavista, St. Antonio, Brava, Mayo und Fuego. Die letztere hat ihren Namen von dem auf ihr befindlichen feuerspeienden Berge. St. Nicolas und St. Jago sind die volkreichsten. Die letztere ist ein gleichnamiges Bisthum. Auf ihr ist auch eine ansehnliche Stadt, die gegen fünfhundert Häuser enthalten soll. Die vornehmsten Handelsartikel derselben sind Taback, Zucker, Indigo und Zie-

genhäute. Aus den letzteren wird das sehr bekannte Maroccanleder gemacht. Die auf dieser Insel sehr häufigen Ziegen haben ein sehr schmackhaftes Fleisch und werden fett. Sie werfen alle vier Monate Junge und alle Mal drei bis vier. Der Boden um Sant Jago herum ist im Ganzen unfruchtbar, aber die Thäler haben einen Ueberfluß an Getreide und Weinstöcken."

Die Schiffe verließen diese Insel am 8. October Abends, nachdem sie den vom Gouverneur geschickten Neger wieder ans Land gesetzt hatten.

Am 22. fiel abermals ein dummer Streich eines Rebellen an Bord der Duchеß vor. Der Untersteuermann dieses Schiffes, Herrn Page, sollte wechseln und an die Stelle des Herrn Ballet, der auf dieß Schiff beordert ward, auf den Duke gehen. Dieß stand ihm nicht an, und da ihm Capitän Cook sagte, es komme gar nicht auf ihn an, ob er wolle, er müsse, so gab er diesem einen Schlag. Nun ward er mit Gewalt auf den Duke gebracht, und Capitän Rogers ließ ihn in Fesseln legen. Als dann die Körperstrafe an ihm vollzogen werden sollte, ging er aufs Gallion, und sprang über Bord, um nach der

Ducheß zurück zu schwimmen, wo er, da eben beide Capitäne abwesend waren, vielleicht so glücklich gewesen wäre, einen Aufstand zu erregen. Allein das Boot des Duke war eben im Meere und holte ihn bald ein. An Bord zurückgebracht, bekam er eine Tracht Hiebe, und ward bis zum 29. in Fesseln gelegt, an diesem Tage aber, auf Angelöbniß, daß er sich künftig gut aufführen wollte, wieder befreit.

Am 14. November sahen sie die Küste von Brasilien, und am 18. fanden sie einen guten Ankerplatz bei der Insel Grande. Während sie hier lagen, entstand wieder Uneinigkeit, und auf der Ducheß wäre es höchstwahrscheinlich zu abscheulichen Scenen gekommen, hätte nicht Capitän Courtney acht Rädelsführer gleich in Fesseln werfen lassen. Dadurch schreckte er die Uebrigen, und verhinderte wahrscheinlich die Ausführung eines tollen Plans, sich des Schiffes zu bemächtigen und mit ihm davon zu segeln.

Am 20. wurden Dampier und ein Lieutenant mit zwei Böten ans Land hinüber geschickt, um zu sehen, ob an der Stelle, wo man Wasser holte, keine Feinde im Hinterhalt seien. Dort

fanden sie ein Portugiesisches Boot, dessen Mannschaft sich beklagte, daß sie neulich von den Franzosen geplündert worden sei. An diesem Tage wurden abermals vier Empörer eingekerkert. Am Abende fuhren Capitän Cook und Lieutenant Pope hinüber und gingen nach Angre de Reys, einem etwa drei Leagues entfernten Dorfe, welches die Portugiesen Nostra Sennora de Conceiçao nennen, um dem Gouverneur ein Geschenk an Butter und Käse zu überbringen, und sich um seine Freundschaft zu bemühen. Als sie sich der Küste näherten, hielten die Portugiesen sie für Franzosen und schossen auf sie, jedoch ohne zu treffen, und als sie bald darauf ihren Irrthum erkannten, baten sie deßhalb selbst um Verzeihung.

Da der Gouverneur sich in der noch zwölf Leagues entfernten Hauptstadt Rio de Janeiro aufhielt, so fanden sie im Hause desselben bloß einen Mönch anwesend, der sie aber gastfreundlich bewirthete. Von diesem hörten sie, daß die Franzosen vor kurzem in der Stadt geplündert und sich Mißhandlungen der Einwohner erlaubt hatten. Am 22. kamen einige Einwohner der Stadt

in Böten, die mit allerhand Mundvorräthen beladen waren, welche sie sich zu sehr wohlfeilen Preisen abkaufen ließen. Der Capitän begegnete diesen Leuten mit der größten Höflichkeit, und versprach ihnen, daß er sie, wenn sie ihm seine Deserteurs von den Schiffen — denn seit kurzem desertirten schon mehrere — im Lande aufsuchen und zurückbringen würden, dafür sehr reichlich belohnen werde.

Am 22. zeigte sich in der Nähe der beiden Schiffe ein Portugiesisches Schiff, mit Negersclaven angefüllt, welche in die Goldbergwerke des Landes geschafft wurden, und ankerte am 23. Roggers sandte die Prise an dasselbe und ließ sich Auskunft erbitten, woher es sei; er erhielt vom Capitän desselben nicht nur höfliche und genügende Antwort, sondern auch ein Geschenk an Zucker und eingemachten Früchten. Uebrigens fanden sie es sehr schwer, mit den nach den Goldbergwerken führenden Wegen bekannt zu werden, weil die Portugiesen diese ihre Reichthumsquellen allen Nationen aufs sorgfältigste verbargen. Sie versicherten den Engländern, daß sie von deu Häfen noch in einer ungeheuren Entfernung im Innern des Landes seien. Kurz vor

ihrer Ankunft waren von Französischen Bucaniers mit Gold beladene Böte gecapert worden, auf denen sie über 12 Centner Gold gefunden hatten.

Von der Duchess desertirten an dieser Küste Einige, und hofften, in den großen Wäldern vor allen Nachstellungen gesichert zu seyn. Aber bald erschienen sie selbst wieder, schwammen an die Schiffe hin, und baten um Pardon und Wiederaufnahme. Sie erzählten ihren Cameraden, das bei Nacht ganz entsetzliche Geheul der Tiger in den Wäldern habe sie erschreckt und zur Rückkehr bewogen. Sie hatten sich aber geirrt, und das Geschrei der in jenen Wäldern zahllosen Affen für Tigergeheul gehalten. Vom Duke desertirten einige Irländer, die aber bald ergriffen, mit der gewöhnlichen Körperstrafe der Geißelung belegt, und in Fesseln geworfen wurden. An demselben Tage ward am frühen Morgen von der Wache auf dem Verdeck ein Boot gesehen, und diese rief demselben zu, es solle heran kommen. Man erhielt aber keine Antwort, und das Boot suchte vielmehr zu entfliehen. Dieß erregte bei der Wache Argwohn, und es schien, daß Deserteurs im Boote seien. Man schickte ihm nun die Pinasse

und die Jolle nach. Die letztere kam ihm sehr nahe, und gab Feuer, mit dem Zuruf, daß es Halt machen solle, aber vergebens. Einer der Indianer, die es ruderten, ward dann verwundet. Der Besitzer dieses Boots und der dasselbe rudernden Sclaven war ein Portugiesicher Mönch, der eben von den Bergwerken zurück kam, wo er sich durch Beichtesitzen einiges Gold erworben hatte. Er lief jetzt mit seinem Boote bei einer kleinen bewaldeten Insel ans Land, aber auch seine Verfolger landeten hier, nahmen das Boot, und machten alle darin Befindlichen zu Gefangenen. Der verwundete Indianer starb nach wenigen Stunden. Das Gold hatte der Mönch nicht mehr, vielleicht weil er es gleich beim Landen schnell vergraben hatte. Rogers behandelte ihn sehr gütig und entließ ihn, aber der Mönch klagte bitter, daß er durch sie den Verlust seines Goldes und eines Sclaven erlitten habe, und drohete, daß er seinen Regreß an der Englische Regierung nehmen wolle.

Am 1. December segelten sie aus der Bai der Insel Grande wieder ab und wollten nun nach Juan Fernandez zu steuern. Am 5. Januar hatten sie einen heftigen Sturm auszustehen, der

eine solche Menge Wasser in die Duchess trieb, daß diese in Gefahr kam, unterzugehen. Als um 9 Uhr Abends die Mannschaft eben zu Tische ging, bekam das Schiff eine Stürzsee von hinten *), welche durch alle Cajütenfenster einbrach, den Schiffslieutenant weit fortriß und zwischen die Decks warf, ein in der Cajüte an der Wand hängendes Schwert in eine weit davon an der Wand gegenüber befindliche Hangmatte hineinbohrte, mehrere an der Wand hängende Musketen und Pistolen fortschleuderte, und die innere Wand der großen Cajüte durchbrach und einriß. Wäre dieß Letztere nicht geschehen, so hätten die in der anderen Cajüte Befindlichen Alle ertrinken müssen, da das Wasser nicht schnell genug hätte ablaufen können. Es war ein großes Wunder, daß durch die mit unglaublicher Vehemenz fortge-

---

*) Unter Stürzsee versteht man eine hochgethürmte Welle, die sich an der Seite oder hinten gegen das Schiff bricht und über dasselbe hinschlägt. Eine Welle, die das Schiff hinten oder die Seite desselben trifft, wird auch eine Klopf-See genannt, für eine heftig überstürzende aber ist die gewöhnlichere Benennung Stürzsee.

schleuderten Fenster, Musketen und Schottenplanken Niemand getödtet ward, doch schmiß das Wasser die Jolle aufs Deck und zwei bis drei Mann wurden verwundet. Alle Kleider wurden ganz durchnäßt, die Coffer, Hangmatten und Betten wurden so voll Wasser, daß kein trockener Faden mehr auf dem Schiffe zu finden war.

Am 17. beschäftigte man sich mit Observiren, und fand, daß man bereits ums Cap Horn und ums ganze Feuerland hinum und bis übers Cap Vittoria hinauf sei. Die Mannschaft litt bereits sehr durch den Scorbut. Am 26. endlich sah man Land, und glaubte, es sei ein Theil der Küsten von Chile.

Man suchte nun an die Insel Juan Fernandez zu kommen. Am letzten Januar bekam man sie zu Gesicht, und am folgenden Tage bemannte Capitän Dover, der Secondcapitän auf dem Duke, die Pinasse, und fuhr in derselben hinüber, um Mundvorräthe zu holen und sich nach einem guten Ankerplatze umzusehen. Als es dunkel ward, erschien plötzlich ein Feuer auf der Insel. Man glaubte, es seien Schiffe auf der Rhede. An Bord der Schiffe sah man es ebenfalls, und wähnte, es sei von Französischen

Schiffen, die dort vor Anker lägen, machte sich daher auf Kampf gefaßt, und schon bereitete sich jeder zum Gefechte. Gegen 2 Uhr des Morgens kam Dover mit der Pinasse zurück. Er war, weil das gesehene Feuer ihn abschreckte, gar nicht gelandet. Am folgenden Tage, immer noch in Erwartung des Feindes bleibend, segelte man nach dem Lande zu, von welchem aber sehr heftige Windstöße kamen, durch welche man genöthigt ward, die Topsegel zu reffen. Umsonst erwartete man den Feind, und da man es sowohl in dieser Bai als weiter nordwärts ganz sicher fand, so muthmaßte man, der Feind habe sich bei ihrem Anblicke aus Furcht entfernt.

Mittags fuhren Capitän Dover, ein Officier und sechs Mann, Alle gut bewaffnet, hinüber. Sie kehrten nicht so schnell zurück, als man erwartete, und nun schickte Rogers mit starker Bemannung die Pinasse, um zu sehen, was sie zurückhalte. Er argwöhnte, daß jetzt eine Garnison von Spaniern auf Juan Fernandez sei, und daß man die Jolle gecapert habe. Um doch alles Erforderliche zu thun, gab der Duke der Jolle ein Signal, und die Duchess steckte die Französische Flagge auf.

Allein gegen Abend kamen sowohl die Pinasse als die Jolle. Sie brachten eine erstaunliche Menge gefangener Krebse, und zugleich einen ganz abenteuerlich aussehenden, in Ziegenfelle gekleideten Menschen, der ganz verwildert erschien. Dieser Mann war ein Engländer, und war auf einem von Capitän Straddling commandirten Schiffe, Cinque Ports genannt, als Schiffsmeister angestellt gewesen. Er hieß Alexander Selkirk. Straddling hatte die Grausamkeit gehabt, ihn, als er sich einmal mit ihm überworfen, auf Juan Fernandez auszusetzen, und der arme Mensch hatte vier ganze Jahre und vier Monate auf der unbewohnten Insel gelebt. Dampier erkannte ihn wieder, denn eben damals war Dampier bei Straddling mit an Bord gewesen. Und zwar pries er ihn dem Capitän Rogers an als einen recht sehr brauchbaren Menschen, und der unter der ganzen Mannschaft Straddlings seinen Beifall am meisten gehabt. Rogers machte ihn daher jetzt ohne Bedenken auf seinem Schiffe zum Maat oder Obersteuermann *).

---

*) D. Maat ist auf Kriegsschiffen der Ober-

Wie die Leser gleich errathen werden, war das auf der Insel gesehene Feuer bloß von diesem unglücklichen Einsiedler angemacht worden, gleich nachdem er des Schiffes ansichtig ward, da er hoffte, daß es ein Englisches sei und ihn retten werde. Während seines Aufenthalts auf der

---

steuermann, auf Kauffahrteischiffen der Steuermann. Auf Kriegsschiffen vom ersten Range hat er noch Fünf unter sich, denn auf solchen befinden sich sechs Steuerleute. Auf Kauffahrteischiffen ist er natürlich ein um so unbedeutenderes Subject, je kleiner sie sind, und selbst ein geschickter Matrose kann sich zuweilen dazu qualificiren. Wenn aber das Wort Maat bei einem Titel steht, (z. B. Quartiermeisters-Maat, Bootmanns-Maat, Segelschneiders-Maat, Zimmermanns-Maat u. s. w.,) so heißt es weiter nichts als Gehülfe, oder die Unterordnung, nämlich Unterbootsmann u. s. w.

Der Alexander Selkirk, von dem hier die Rede ist, ist das eigentliche Original aller in der Welt existirenden Robinsone, welche Gattung von Schriften im Erziehungsfache sehr viel Gutes gestiftet hat, und ihre Entstehung ein m Engländer verdankt, der bald nach der Lectüre von Rogers Reisebeschreibung die erste Robinsonade, unter dem Titel Robinson Crusoe, machte.

Insel waren mehrmals Schiffe an ihr vorbeigesegelt, allein es hatten sich nur zwei an ihr vor Anker gelegt. Beim Recognosciren hatte er in diesen Spanische erkannt, erschrocken sich sogleich wieder entfernt, und war entkommen, ob sie gleich nach ihm schossen. Auf Französische Schiffe, sagte er, würde er sich gewagt haben, aber viel lieber habe er als Einsiedler auf der Insel sterben, als sich Spanischen Schiffen anvertrauen wollen, da er es für gewiß gehalten, daß sie ihn entweder tödten oder bei der Bergwerksarbeit anstellen würden, weil ihnen jeder mit der Südsee gut bekannte Mensch ein höchst gefährliches Subject scheine, das ihre Geheimnisse verrathen könne. Diese Spanier waren, erzählte er ferner, gelandet, ehe er wußte, von welcher Nation sie seien, und sie waren ihm so nahe gekommen, daß er nur mit genauer Noth noch entronnen war. Als sie nach ihm schossen und ihn in die Wälder hinein verfolgten, erstieg er endlich einen hohen Baum. Er sah um denselben herum Einige bemüht, ihn aufzusuchen und auch die hier häufigen Ziegen oder Llamas zu tödten. Endlich aber gingen sie zur Küste zurück, ohne ihn gesehen zu haben.

Selkirk gab hierauf nähere Auskunft über sich, und sagte, er sei gebürtig von Largo in der Grafschaft Fife in Schottland, und gleich von früher Kindheit an zum Seedienste erzogen worden. Der Grund seines Zurückbleibens auf dieser Insel sei eine Entzweiung mit seinem Capitän gewesen, nach welcher er Anfangs selbst freiwillig diesen Aufenthalt gewählt und dem auf dem Schiffe vorgezogen, zumal da das Schiff in einem sehr traurigen Zustande gewesen und viele Lecke gehabt. Als er sich dann, ehe noch das Schiff abgesegelt, eines Andern besonnen, und um Wiederaufnahme gebeten, habe ihm der Capitän Straddling diese verweigert. Schon früher sei er einmal auf der Insel gewesen, als das Straddlingsche Schiff Holz und Wasser an ihr eingenommen. Damals sei dasselbe von zwei Französischen Schiffen gejagt worden, und man habe sich schnell von der Insel entfernen und zwei Matrosen auf ihr zurück lassen müssen, allein diese habe das Schiff schon nach sechs Monaten, als es wieder an die Insel gekommen, aus ihrem Elende erlöst. Als er Straddlings Schiff verlassen, habe er seine Kleider und Betten mitgenommen, auch eine Muskete,

ein wenig Pulver, einige Kugeln, und eine Quantität Taback, ferner eine Axt, einen Kessel, ein Messer, eine Bibel, einige andere Erbauungsschriften, und seine mathematischen Instrumente und Bücher. Er suchte sich eine Höhle und richtete sich so bequem als nur möglich ein, allein in den ersten acht Monaten versank er oft in die tiefste Schwermuth, und das Alleinsein auf einer so öden, von Menschen ganz unbesuchten Insel ward ihm fast unerträglich. Er baute sich zwei Hütten aus Pfefferbäumen, die er oben mit langem Grase zudeckte und mit Ziegenfellen überzog, da die Insel an Ziegen sehr reich ist, und er Anfangs, als er noch Pulver hatte, sie leicht schießen konnte. Feuer verschaffte er sich dadurch, daß er zwei Stückchen Pfefferholz auf die Kniee gestämmt mit großer Geschwindigkeit an einander rieb, wodurch sie sich bald entzündeten.

In der einen Hütte bereitete er sich seine Victualien, die andere und größere war seine eigentliche Wohnung und zugleich seine Kirche, da er einen großen Theil seiner Zeit mit Bibellesen und Singen der Psalmen und geistlichen Lieder ausfüllte. Er gestand, daß die Einsam-

keit ihn weit frömmer gemacht, als er es jemals vorher gewesen, ja er befürchtete sogar, daß er es künftig nie wieder in so hohem Grade seyn werde. In der ersten Zeit ging er ans Essen niemals eher, als wenn der äußerste Hunger ihn dazu zwang, denn da er kein Brod und Salz hatte, und der Kummer ihm alle Eßlust raubte, so ekelte ihn vor den Nahrungsmitteln, welche die Insel darbot. Auch legte er sich nicht eher schlafen, als wenn der Schlaf selbst ihn aufs Lager hinwarf.

Das Pfefferholz, welches angezündet eine sehr helle Flamme gab, diente ihm zugleich zur Beleuchtung und zur Erwärmung, und erquickte ihn durch den äußerst lieblichen Duft, den es von sich giebt. Fische hätte er mit leichter Mühe im Ueberflusse fangen können, aber ohne Salz genossen fand er dieselben sich gar nicht zuträglich. Flußkrebse fand er von ganz vorzüglicher Güte, und an Größe fast den Seekrebsen gleichkommend. Diese wurden seine Lieblingsspeise, und er aß sie bald gebraten, bald gesotten. Eben so hielt er es mit dem Ziegenfleisch, welches er noch ungleich schmackhafter fand, als das Fleisch der Ziegen in England und Wales. Er hatte

sich es jedes Mal aufgeschrieben, wenn er eine getödtet hatte, und diese Zahl belief sich auf fünf hundert. Eben so viele hatte er bloß eingefangen, an einem Ohre bezeichnet, und wieder laufen lassen. Als er kein Pulver mehr hatte, fing er sie bloß im Laufe. Seine jetzige Lebensweise und sein beständiges Herumlaufen und Klettern hatten seinen Körper gleichsam von allen groben Säften und dem dicken Blute befreit, so daß er durch verwachsenen Wald und über Berge und Felsen mit nicht geringerer Leichtigkeit lief, als die Thiere, wovon die Mannschaft bald darauf Zeuge ward, als man mit ihm hinüberging, um Ziegen von ihm fangen zu lassen. Man gab ihm auf diese Jagd einen Bullenbeißer und einige der besten Windhunde mit, allein er bedurfte solcher Helfer gar nicht und war viel schneller als sie; eine Ziege nach der andern ward von ihm gepackt, auf die Schultern gelegt und herbeigetragen. Einst war er, wie er erzählte, über der Ziegenjagd in Lebensgefahr gekommen. Er hatte eine mit großem Eifer verfolgt und packte sie eben am Rande eines Abgrundes, welchen aber das Gebüsch vor seinen Augen verbarg. Er stürzte mit dem Thiere hinab, von einer so beträchtli-

chen Höhe, das er unten gleich ohnmächtig lag und in diesem Zustande ohngefähr vierundzwanzig Stunden blieb. Als er endlich wieder zu sich kam, fand er die Ziege todt unter sich liegend. Er war am ganzen Körper so zerschlagen, daß er kaum bis zu seiner Hütte kriechen konnte, und zehn Tage zu seiner Wiederherstellung brauchte. Endlich gewöhnte er sich so an das Ziegenfleisch, daß er auch ohne Salz und Brod Geschmack daran fand. Auch fand er Rüben, welche Straddlings Mannschaft auf der Insel gesäet und die ein herrliches Gedeihen hatten, so daß mehrere Morgen Land davon bedeckt waren. Die Palmenart, welche man Kohlpalme nennt, war ebenfalls ein gutes Nahrungsmittel und in Menge vorhanden. Zum Gewürz für sein Fleisch brauchte er die Pfefferstaude, da der sogenannte Jamaica-Pfeffer sehr häufig auf der Insel war. Auch den schwarzen Pfeffer, welchen man Malageta nennt, fand er. Seine Schuhe und Kleider waren vom beständigen Herumlaufen in den Wäldern bald so abgenutzt, daß sie ihm vom Leibe fielen, und seine Fußsohlen wurden allmählig so hart, daß er ohne Unbequemlichkeit auf dem rauhesten Boden barfuß herumlief, und es

im Gegentheil dann lange währte, ehe er sich wieder Schuhe zu tragen gewöhnte, weil ihm eine Zeitlang, als er es wieder anfing, die Füße davon schwollen.

Als die Melancholie, die ihn in seiner Einsamkeit erst so sehr niederdrückte, besiegt war, begann er sich auf mannichfache Art die Zeit zu vertreiben. Er kurzweilte sich damit, seinen Namen, und den Tag seiner Ankunft auf die Insel in eine Menge Bäume zu schneiden. Es waren von den Europäischen Schiffen Ratten auf die Insel gekommen, und hatten sich auf eine schreckliche Art vermehrt, so daß er von diesen Thieren äußerst belästigt ward. Wenn er schlief, benagte sie ihm die Füße und die Kleider. Aber zum Glück fand er auch Katzen auf der Insel, wahrscheinlich ebenfalls von Europäischen Schiffen auf sie gebracht. Diese fütterte er mit gebratenem und gekochtem Ziegenfleisch, und zog sie dadurch so an sich, daß sie sich zu Hunderten in die Nähe seiner Hütte legten, und ihm die Ratten sehr bald ganz vom Halse schafften. Auch von den Ziegen machte er viele so zahm, daß sie ganz seine Hausthiere wurden, und ebenso wie die Katzen sich mancherlei Künste von ihm lehren ließen.

Er beschäftigte sich halbe Tage lang mit diesen Thieren, und sie mußten mit ihm tanzen, wobei er mit seiner Stimme accompagnirte. So ward dieser Mensch durch eine wunderbare Schickung der Vorsehung in der Zeit seiner Jugendkraft — denn er war nur eben dreißig Jahr alt, als er zu Rogers kam — allmählig in den Stand gesetzt, die großen Unannehmlichkeiten des Alleinlebens auf einer wüsten Insel ziemlich zu besiegen, und in der letzten Zeit befand er sich, äußerst wohl auf ihr. Als seine Kleider zerrissen waren, machte er sich eine Verhüllung des ganzen Körpers von Kopf bis zu Fuß aus Ziegenfellen, wobei er sich zur Nath statt des Zwirns der kleinen Därme der Ziegen bediente. Er hatte keine andere Nadel als einen Nagel. Als sein Messer ganz abgenutzt, machte er sich, so gut es gehen wollte, andere aus eisernen Reifen, die man an der Küste zurückgelassen hatte, die er mit unermüdlichem Fleiße auf großen Steinen breit und dünn schlug und schärfte. Da er einige Leinwand mit auf die Insel genommen hatte, so machte er sich auch selbst Hemden, wozu er statt Zwirns die aufgedrehten Fäden seiner alten Strümpfe nahm. Sein letztes Hemd hatte

er auf dem Leibe, als er jetzt gefunden ward. Als er an Bord kam, drückte sich lebhafte Freude in seinen Mienen aus, allein er hatte wegen des gänzlichen Nichtgebrauchs seit so langer Zeit seine Muttersprache so verlernt, daß er Anfangs nicht recht zusammenhängend sprechen konnte, sondern bloß einzelne Englische Worte fallen ließ. In zwei oder drei Tagen jedoch gab sichs damit schon wieder. Es ward ihm gebranntes Wasser gereicht, allein er verschmähte es, und mochte gar nicht davon kosten, da er nach so langem Wassertrinken einen Ekel davor empfand. Ebenso konnte er Anfangs auch den Speisen, die man auf dem Schiffe hatte, keinen Geschmack abgewinnen.

Von den Producten der Insel wußte er, fährt Rogers in seinem Berichte fort, nicht viel neue Dinge zu sagen und zu zeigen, mit Ausnahme einer uns unbekannten schwarzen Frucht von vorzüglicher Güte. Sie ist aber schwer zu bekommen, da der Baum, welcher sie trägt, nur auf den höchsten Bergen und Felsen wächst. Pfefferbäume wachsen in Menge auf der Insel, und wir sahen einige, die sechzig Fuß hoch waren und zwei Yards Circumfrenz des

Stammes hatten. Die Baumwollenbäume *) waren noch höher und an ihrer Basis beinah vier Faden dick. Das Clima dieser Insel ist eins der schönsten, die Bäume und das Gras bleiben das ganze Jahr hindurch grün. Der Winter dauert nicht länger als die beiden Monate Juni und Juli, und besteht auch dann bloß in unbedeutendem Frost und ein wenig Hagel, aber mitunter sehr vielem Regen. Die Hitze des Sommers ist ebenfalls gemäßigt, und ohne vielen Donner und anderes Unwetter."

Giftige Thiere hatte Selkirk nie auf der Insel gefunden, und keine andere sehr nützliche Säugthiere als Ziegen, die sich erstaunlich vermehrt hatten und sämmtlich von einer kleinen Anzahl abstammten, welche Juan Fernando auf die Insel gebracht hatte, der sich hier mit einigen anderen Spanischen Familien niederließ, als die Unterjochung des Festlandes von Chile den Spaniern noch nicht gelungen war. Dieses Letztere lockte dann wegen seines an Reichthümern aller Art ungleich ergiebigern Bodens die Coloni-

*) Ohne Zweifel Platanen. A. d. U.

sten weit mehr an, und Juan Fernandez ward wieder verlassen.

Am 3. Februar schaffte man die Schmiede an die Küste und ließ die Schiffsküper drüben arbeiten. Auch ward für Rogers ein Zelt aufgeschlagen. Auf der Ducheß waren viele Kranke, für diese ward ebenfalls ein Zelt aufgeschlagen, und die Gesunden beschäftigten sich mit dem Fischfange, deren sie zuweilen in wenigen Stunden so viele bekommen konnten, daß es für zwei hundert Menschen genug gewesen wäre. Der Strand wimmelte von Seevögeln, vornehmlich Pinguins oder Fettgänsen.

Bei der guten Nahrung, die sie hier hatten, da ihnen Selkirk täglich zwei bis drei Ziegen fing, und auch das herrliche Clima der Insel wohlthätig wirkte, genasen die Kranken bald. Zwei Mann jedoch starben und wurden auf der Insel begraben. Man verweilte bis zum 10. an der Küste, in welcher Zeit auch die Schiffe wieder in guten Stand gesetzt wurden. Man hatte eine Menge Robben der Art, die man Seelöwen nennt, getödtet, und nahm acht Gallonen Thran mit, um ihn in den Lampen zu brennen. Die

Matrosen genossen ihn sogar statt der Butter und fanden ihn sehr wohlschmeckend. Von den jungen Robben aßen die Gesunden sogar das Fleisch, und fanden eine Speise darin, die ihrer täglichen auf dem Schiffe vorzuziehen und dem Englischen Lammsfleische gleichzuschätzen sei. Rogers bemerkt aber doch, daß er es sehr gern damit vertauscht haben würde.

Am 13. Februar war an Bord der Ducheß eine allgemeine Berathschlagung, und es wurden neue Regulative gemacht, welche hauptsächlich die Mannszucht auf beiden Schiffen zum Gegenstande hatten. Man beschloß, nach den Inseln Lobos de la Mar zu segeln. Das Schiff, welches sie zuerst erreichte, sollte an mehreren Stellen Glasflaschen ins Meer werfen, in welchen zur Belehrung für das andere ein Zettel mit der Nachricht, wie man in dieser Gegend steuern müsse, befindlich wäre. Am 14. lichteten sie die Anker und fuhren mit gutem Südostwinde ab. Am 24. passirte sie den Wendekreis des Steinbocks. Eine Menge jener Vögel kam ihnen zu Gesicht, die man Tropenvögel nennt, und die bloß in der Nähe der Wendekreise gefunden werden.

Am 4. März ward auf den Schiffen die Wasser-Ration auf drei Nößel täglich für den Mann reducirt, weil man nicht auszureichen fürchtete, da man noch lange hier in See zu bleiben gedachte, in der Hoffnung, ein von Lima oder anders woher kommendes Schiff zu capern. Am 15. Abends sahen sie endlich eins; die Ducheß, welche ihm am nächsten war, machte den Angriff, und glücklich ward es ihre Prise. Es war ein kleines, von Payta nach Cheripe gehendes Schiff von bloß sechzig Tonnen Last, welches Mehl holen wollte und zum Einkauf desselben nur eine kleine Summe an Bord hatte. Der Capitän war ein Mestize, Namens Antonio Heliagos, und die Mannschaft bestand aus acht Personen, einem Spanier, einem Neger und sechs Indianern.

Diese Leute gaben ihnen die Nachricht, daß alle Französische Schiffe, die sich bisher in diesen Meeren herumgetrieben, sieben an der Zahl, dieselben vor sechs Monaten schon verlassen, und daß auch schwerlich andere kommen würden. Die Antipathie der Spanier gegen die Franzosen sei unbeschreiblich, und in Callao (dem Hafen von Lima) sei beständiger Hader zwischen ihnen ge-

wesen, wobei es nicht ohne viele Morde abgelaufen. In der letzten Zeit habe keiner mehr an die Küste kommen dürfen. Ferner versicherten die Gefangenen, Feinde — nämlich Engländer — seien in dieser Gegend seit Dampier, der sich vor vier Jahren hier herumgetrieben hatte, nicht gewesen, und das Schiff des Capitäns Straddeling, die Cinque Ports, sei an der Küste von Barbacos untergegangen. Straddling selbst und sieben seiner Leute seien zwar im Boote davon gekommen, aber dieses dann in die Hände der Spanier gefallen. Man halte sie jetzt noch in Lima gefangen. (So war mithin ihr Loos noch trauriger als das des armen Selkirk, den sie auf Juan Fernandez ausgesetzt hatten!)

Man bemannte dieses gecaperte Schiff mit Englischen Matrosen, und steuerte dann mit aller möglichen Hast, einen günstigen Wind benutzend, den Lobos de la Mar zu. Sie erreichten sie glücklich, wären aber bei der Schnelligkeit, mit der sie segelten, höchstwahrscheinlich in die Klippen, von denen diese Inseln umgeben sind, hineingerathen, wenn nicht die Mannschaft der Prise, die für ihre eigene Haut besorgt war,

sie sehr aufmerksam darauf gemacht und gewarnt hätte.

Am 17. legten sie sich zwischen den beiden Inseln Lobos de la Mar vor Anker. Am folgenden Tage schufen sie die Prise zu einem Kreuzer um, gaben ihr einen ihrer Officiere, Namens Stratton, zum Befehlshaber, wählten für sie den Namen Beginning (Anfang), und bemannten sie mit zweiunddreißig Personen. Am 20. stach die Ducheß in ihrer Gesellschaft in See, und sie brachten am 26. schon eine Prise auf, die sie gemeinschaftlich gemacht hatten. Dieß war ein Schiff von funfzig Tonnen Last, beladen mit Bauholz, Cocusnüssen und Taback. Der Taback ward unverzüglich unter die Mannschaften des Duke und der Ducheß vertheilt. Nachdem die zuletzt gemachte Prise gereinigt und in gehörigen Stand gesetzt war, machte man Selkirk zu ihrem Befehlshaber, und schaffte von den beiden großen Schiffen die Kranken auf sie nebst einem zu ihrer Besorgung bestimmten Wundarzte. Die beiden größten der Inseln, welche man Lobos de la Mar nennt (Wölfe des Meeres), um sie von den Lobos de la Tierra

(Wölfen der Erde) *) zu unterscheiden, sind ungefähr sechzehn Leagues vom Festlande entfernt, und haben sechs Meilen Länge. Der Boden ist ein weißer Thon, der mit Sand und Felsen abwechselt. Weder Trinkwasser noch Holz findet man auf ihnen, überhaupt fast gar keine Pflanzen. Es giebt auf ihnen eine schreckliche Menge von Geiern und anderen Raubvögeln, und diese fielen den Reisenden aus der Ferne ganz wie Truthühner in die Augen, daher ihnen bei diesem Anblicke schon der Mund wässerte, und sie sich ganz der Hoffnung hingaben, einmal wieder recht schmackhaftes Fleisch zu essen. Einer der Officiere war so begierig darnach, daß er das Landen an der Insel nicht erwarten konnte, sondern seine Muskete ergriff und über Bord sprang, um hinüber zu schwimmen. Wirklich schoß er zwei, als er sie aber aufhob, waren es ganz entsetzlich stinkende Aasvögel, und diese seltsame Täuschung und die-

*) Der Name Lobo (Span.), Wolf (Engl.), Wolf (Deutsch), Loup (Franz.), ist immer für kleine Inseln gewählt worden, die ganz unfruchtbar und fast bloße Klippen sind. A. d. U.

ser Heißhunger nach Puterfleisch erregten bei seinen Cameraden ein herzliches Gelächter.

Robben von der Seelöwen-Art fand man ebenfalls, und gemeine Robben sind auf diesen öden Inseln sehr häufig. Die Letzteren sind weit größer als die, welche man auf Juan Fernandez findet, aber von schlechterem Pelz. Man tödtete eine Menge derselben, bloß um die Lebern zu essen, welche die Matrosen sehr schmackhaft fanden. Einer jedoch, ein Spanier, starb nach diesem Genusse sehr plötzlich, und nun ward er ganz untersagt. Die Mannschaft der Prise wollte auch aus Erfahrung schon wissen, daß das Fleisch von alten Robben zu essen sehr gefährlich sei.

Man hatte eben einen sehr beharrlichen Landwind, und dieser brachte von den Robben, mit welchen die Insel gleichsam überdeckt ist, einen so abscheulichen Gestank auf die Küste, daß Rogers davon äußerst heftige Kopfschmerzen bekam und auch jeder Andere nachtheilige Folgen davon empfand.

Von der Mannschaft der Prise bekamen sie auch die Nachricht, daß die Witwe des vor kur-

zem verstorbenen Vicekönigs von Peru sich nächstens mit ihrer Familie und ihren Schätzen einschiffen und auf ihrer Reise nach Acapulco einige Zeit in Payta verweilen werde. Dieses Schiff werde auch wie gewöhnlich von einem königlichen Kriegsschiffe von dreißig Kanonen begleitet werden. Ohngefähr acht Monate zuvor sei ein Schiff, welches 200,000 Achtenstücke an Bord gehabt, und mit geistigen Getränken und Mehl beladen gewesen, im Hafen von Payta gewesen und nach Acapulco gegangen. Ferner habe eben, als sie von Payta abgesegelt, ein ansehnliches von Sennor Morel commandirtes und nach Lima gehendes Schiff vor Anker gelegen, welches auf ein anderes Spanisches Schiff gewartet, das in wenigen Tagen einen Bischof nebst seinem Gefolge und eine reiche Ladung von Panama habe bringen sollen.

Auf diese Nachrichten von so vielen reichbeladenen Schiffen, die hier segelten, beschlossen sie, so lange als möglich vor Payta herumzukreuzen.

Am 2. des Morgens sahen sie ein Schiff, und der Schiffslieutenant Fry ward in der Pi-

nasse nach demselben abgeschickt. Ohne Schwierigkeit ward es Prise. Es war das ebenerwähnte von einem gewissen Capitän Morel und dem Bruder desselben commandirte Schiff, und hatte fünfhundert Tonnen Last. An Bord desselben befanden sich funfzig Negersclaven und eine Anzahl Passagiere, die von Panama nach Lima gingen, und sich sehr gut verproviantirt hatten. Auf dieser Prise erhielt nun Lieutenant Fry sogleich das Commando. Am folgenden Tage caperte die Beginning ein Schiff von fünfunddreißig Tonnen Last, welches von Guaiaquil kam und nach Chancaillo gehen wollte. Von der Mannschaft desselben hörten sie, daß der nach Lima reisende Bischof immer noch in Payta verweile, aber sehr bald abreisen und ihnen in den Wurf kommen werde, wenn sie ihm aufpassen wollten. Dieß ließen sie sich nicht umsonst gesagt seyn, sondern stationirten ihre Kreuzer gleich so, daß es unmöglich schien, daß der geistliche Herr ihnen entkommen könne.

Am 7. ward nach einem einmüthigen Beschlusse Vanburgh, der ein sehr unruhiger Kopf war und durch sein Betragen bei Allen anstieß, seines Amts entsetzt, als ein Mann, dem

man gar nicht vertrauen könne. Am 12. April war wieder allgemeine Berathschlagung, und von dieser das Resultat, daß man nicht vor Payta kreuzen wolle, weil man hier zu leicht entdeckt werden könne, sondern vielmehr einen Angriff auf Guaiaquil versuche, wohin das Schiff mit dem Bischofe, welches man jetzt vorzüglich zum Augenmerk nahm, nothwendig ebenfalls gehen mußte. Diese Unternehmung sollten die drei Capitäne Rogers, Courtney und Dover leiten. Rogers bekam einundsiebenzig Mann, Officiere und Gemeine, Courtney dreiundsiebenzig, Dover siebenzig. Dampiern ließ man die Artillerie commandiren, und gab ihm noch eine Reserve von zweiundzwanzig Mann, die gebraucht werden sollte, je nachdem man ihrer bedürfte. Cooke sollte die Ducheß mit zweiundvierzig Mann commandiren, und Fry den Duke mit vierzig Mann.

Am 13. ankerten sie vor Cabo Blanco. Hier fand man bei einer allgemeinen Berathschlagung wider neue Regulative nöthig, und es ward beschlossen, daß, um Alle, Officiere und Gemeine, kampflustiger und zu Unternehmungen geneigter zu machen, von sämmtlichen künftigen Prisen ge-

wisse Artikel, nämlich alle den Gefangenen selbst abgenommen werdenden Kleider und Betten, Fingerringe, Schuhschnallen und Knöpfe, geistige Getränke und Mundvorräthe, alle Arten von Waffen, bloß das eigentliche grobe Geschütz ausgenommen, sofort nach Ausräumung der Prise unter die Mannschaft vertheilt werden sollten, so daß jeder seinen ihm daran gebührenden Antheil unverzüglich erhalte. Ferner sollten zu diesen gleich vertheilbaren Artikeln gehören: goldene und silberne Cruzifixe, Taschenuhren und andere metallene Dinge, die man als Staat trägt, Ohrringe, ungefaßte Diamanten, Perlen und Edelsteine. Dabei war die Clausel, daß, wenn etwa jetzt das Regulativ nicht Alles ganz klar und präzis bestimmt habe, was als das Eigenthum der Rheder (Schiffsausrüster) und was als die der Mannschaft gebührende Beute betrachtet werden müsse, bei jedem entstehenden Zweifel wieder ein Comitté niedergesetzt, und von diesem die Entscheidung und schärfere Bestimmung gegeben werden solle. Da dergleichen Pretiosen u. s. w. auch vom Schiffe erbeutet werden konnten, ohne daß die Gefangenen sie auf dem Leibe gehabt hatten, oder der Plünderer sie bloß für sich

behalten wollen und verbergen konnte, ward alles Verbergen des geplünderten Guts sehr hart verpönt, und überhaupt bei jeder Entdeckung, daß Einer den Raub nicht sofort an seinen Officier abgegeben und auf den Platz, der zum Deponiren desselben bestimmt war, gebracht habe, sollte dieß wie eine der größten Vergehungen sehr hart bestraft werden. Bei der Einnahme von Städten, Festuugen und Schiffen durch Sturm und Ueberfall sollte das auf der Insel San Vicente gemachte Regulativ bestehen, daß Alle ohne Ausnahme an der Beute Theil hätten, und Solchen, die sich dabei durch Bravour ausgezeichnet, noch außer diesem Antheile eine Prämie gebührte. Bei jedem andern Siege aber, der durch Kampf in offenem Felde oder überhaupt in Schlachtordnung errungen worden, sollen die Gefangenen und die mit ihnen erbeuteten Waffen und Mobilien bloß unter die, welche wirklich mit im Gefecht gewesen, vertheilt werden. Alle am Lande gemachte Beute sollte von eigends dazu angestellten Personen an Bord geschafft und ordentlich zu Buch gebracht werden, damit gar keine Verwirrung und Mißvergnügen der Interessenten entstehen könne. Alle, welche sich Unordnungen

zu schulden kommen ließen, Ungehorsam gegen Commando, Verlassung ihres Posten, Muthlosmachung der Cameraden, Feigheit, Verbrennung oder Zerstörung von irgend Etwas, wenn nicht ausdrücklicher Befehl dazu gegeben worden, Mißhandlung der Gefangenen, und dergleichen, sollten ihren Antheil an der Beute ganz verlieren, und noch außerdem hart bestraft werden.

Am 15. endlich erschien das Schiff, welches einen Bischof an Bord haben sollte, und nach welchem man eine so große Sehnsucht hatte, in der Nähe der Küste. Da man nur wenig Wind hatte, so wurde das Boot und die Pinasse zu ihm hingerudert und diese griffen es an. Allein sie wurden zurückgeschlagen und verloren dabei zwei Mann, von denen der Eine der Bruder des Capitän Rogers selbst war, und mit einer Kugel durch den Kopf geschossen wurde. Drei wurden verwundet. Als aber die Englischen Schiffe selbst herankamen, bekam das Spanische den Kampf mit der Duchess, und mußte sich an dieselbe, nachdem sie einen oder zwei Schüsse gethan hatte, ergeben. Die Mannschaft bat um Pardon, dieser ward ohne Umstände bewilligt. Es waren siebenzig Negersclaven und eine be-

trächtliche Menge von Passagieren auf ihm. Aber der Bischof mit seinem Gefolge hatte nach der Versicherung des Capitäns, welcher Don Joseph Arizabala hieß, schon an der Landspitze Sanct Helena das Schiff verlassen, und machte seine Weiterreise nach Guaiaquil zu Lande. Die Ladung des Schiffes bestand aus Kaufmannsgütern, darunter auch eine beträchtliche Menge von Perlen war. Es war von ohngefähr zweihundert und siebenzig Tonnen Last.

Alle zum Angriff auf Guaiaquil bestimmte Personen, zusammen zweihundert und Einer, wurden jetzt an Bord der Barken gebracht. Da man dreihundert Gefangene an Bord hatte, und zur Bewachung derselben nicht viel mehr als das Drittel dieser Zahl disponibel war, so wurden auf dem Duke, und die übrigen Schiffe eine Menge Ketten und Fesseln gesandt, damit der Anblick derselben sie einschüchtern möchte.

Die Capitäne Fry und Cook, welche auf dem Duke und der Ducheß commandirten, wurden angewiesen, sich etwa achtundvierzig Stunden lang möglichst in der Ferne zu halten, um dem Unglücke des Entdecktwerdens vorzubeugen,

und sodann den Ausgang des Unternehmens bei der Punta (Landspitze Arena) schlau zu beobachten. In der Nähe dieser Landspitze legten sich Capitän Rogers mit seinen Barken und Capitän Courtney gegen 10 Uhr des Nachts vor Anker. Dann begaben sie sich bloß mit ohngefähr vierzig Mann in die Böte, und segelten nach Puna, einer morastigen und von Mangle-Bäumen dicht bewaldeten Insel. Am Morgen erreichten sie diese, und fanden eine Stelle ganz nahe an der Küste, wo sie den Späherblicken völlig entzogen waren. Am 19. um 7 Uhr Abends ankerten die Schiffe zwischen Santa Clara und Tumbez. Die Böte lichteten die Anker, ruderten sich bis in die Nähe einer halben (Englischen) Meile von der Stadt, und gaben sich, aus Furcht entdeckt zu werden, eine ganz eigene Stellung, so daß sie von Weitem fast wie Treibholz (ins Meer gefallene und darin sich herumtreibende Bäume) aussahen. Mit Anbruch des Tages am 20. wagten sie sich in die Nähe der Stadt, und nahmen sogleich alle an der Küste vorhandene Böte in Beschlag. Ungeachtet durch einen auf diesen Böten befindlichen und entsprungenen Indianer einiger Alarm in der Stadt

erregt worden war, gelang ihnen der Stu"m auf dieselbe dennoch, und sie nahmen den Gouverneur und etwa zwanzig andere Personen gefangen. Von diesen erhielten sie die Versicherung, daß die Bewohner von Guaiaquil keine Nachricht davon haben könnten, daß in solcher Nähe von ihnen Engländer seien, weil alle von Puna Geflohene sogleich die Wälder aufgesucht. In Guaiaquil fanden sie ein Papier, welches von Lima dahin geschickt worden war, und die Bewohner von Guaiaquil vor dem schrecklichen Dampier warnte, als welcher abermals in der Nähe dieser Küsten herumsegele. Von dieser schriftlichen Nachricht waren sogar in der Küstengegend eine Menge Copieen verbreitet worden. Indeß sie erschracken darüber nicht, und waren überzeugt, daß sie ihre Pläne realisiren würden, ehe von Lima Truppen ankämen, vor denen sie sich zu fürchten hätten.

Am 21. früh ward die Beginning vor die Landspitze Arena hingeschickt, um zu sehen, ob es nicht bereits hier unheimlich sei. Allein sie fand bloß ein unbeladenes, dicht an der Küste weilendes Schiff, eine Spanische Barke, welche von der Puna-Insel Salz holen sollte, und sie

ward sogar von der feigen Mannschaft derselben beim Anblicke der Engländer gleich verlassen. Da nun alle Befürchtungen ganz beseitigt waren, so ruderten die Böte und Barken ohne Aufschub nach Guaiaquil. Um 11 Uhr sahen sie ein Licht in der Stadt. Dennoch ruderten sie fort und verhielten sich dabei ganz still. Als sie nur noch etwa eine Meile von der Stadt entfernt waren, hörten sie lauten Zuruf von zwei Schildwachen zu einander; diese sprachen dann eine Zeitlang mit einander und der Eine bat den Anderen, ihm Feuer zu geben. Nun merkten sie, daß sie entdeckt seien, und entfernten sich. An der Stelle, wo sie die Schildwachen hatten sprechen hören, sahen sie jetzt ein Feuer anmachen, und hierauf allmählig eine Menge Lichter auf der Hafenseite und in der ganzen Stadt sich entzünden, dann die Sturmglocke läuten und mehrere Male schießen. Auf dem Berge, wo die Signale gegeben wurden, gab man jetzt das, welches anzeigte, daß auf dem Flusse Feinde naheten. Als die Böte ganz nahe waren, beschloß man auf ihnen nach weislichem Ueberlegen doch, das Landen bis zu Tagesanbruch zu verschieben, da man hoffte, daß inzwischen die Barken, welche ziem-

lich die Hälfte der Mannschaft und der Artillerie an Bord hatten, herankommen würden. Inzwischen gingen sie auf dem Flusse wieder eine kleine Strecke zurück und den Barken entgegen. Sie hörten einige Musketenschüsse, und glaubten, sie seien von den längs der Küste postirten Spaniern.

Mit Tagesanbruch sahen sie eine der Barken nur eine Meile von der Stadt entfernt an der Küste vor Anker liegen, und die zweite kam ebenfalls. Die Musketenschüsse waren von der ersteren auf einige vorbeirudernde Spanische Fischer gethan und diese auch zu Gefangenen gemacht worden. Zu dieser eilten sie sogleich zurück, und als nun so ihre Streitkräfte wieder vereinigt waren, segelten sie den Fluß weiter hinauf, und schickten eine Friedensflagge nebst dem Capitän von der neulich gemachten Prise von Panama, dem gefangen genommenen Gouverneur von Puna und noch einen anderen Gefangenen an die Stadt.

Als der Panamaer Capitän zum Corregidor oder Maire der Stadt kam, fragte ihn dieser, wie stark die Zahl der Engländer sei. Der Capitän gab sie zwar noch weit größer an,

als sie wirklich war, allein der Spanier antwortete hochmüthig, sie seien Knaben und nicht Männer. Der Capitän erwiderte, er werde wohl Männer in ihnen finden, denn er selbst sei tüchtig von ihnen geschlagen worden, und er rathe ihm daher, lieber eine Summe als Ranzion für die Stadt zu bewilligen, denn wenn ihm auch drei tausend Mann zu Gebot stünden, so würde er doch diesen Engländern nicht Widerstand leisten können. Der Corregidor antwortete darauf: „Mein Pferd ist gesattelt!" *)

Am 23. gingen sie den Strom hinauf in der Pinasse einigen Schiffen nach, von denen sechs glücklich gecapert wurden. Auch zwei neue Schiffe, jedes von ohngefähr vierhundert Tonnen Last, kamen in ihre Gewalt. Sie gingen dann mit einer Friedensflagge ans Land. Der Gouverneur fand sich an Bord einer der Prisen ein, um zu hören, wie viel man als Ranzion für die Stadt sowohl als für die Schiffe fordere. Man konnte darüber nicht einig werden, und er versprach,

---

*) Seemännische Redensart, welche heißt: Meine Kanonen sind geladen!

um 7 Uhr Abends wiederzukommen. Allein er hielt nicht Wort. Die Böte gingen nun wieder den Strom hinauf, um wo möglich noch einige Prisen zu machen. Sie fanden einige Canots, welche etwas Silber an Bord hatten, nahmen sie und kehrten dann zurück. Nach Mitternacht kam ein vom Corregidor an sie abgeschicktes Boot, und brachte von diesem ein Geschenk von zwei Säcken Mehl, zwei Schafen und zwei Schweinen, (welche Thiere schon geschlachtet waren,) zwei Eimern Brantwein und zwei Eimern Wein. Der Abgeschickte entschuldigte es, daß der Corregidor nicht wieder gekommen. Er habe nicht gekonnt, weil einer der vornehmsten Kaufleute, mit dem er die Sache verhandeln müssen, eben nicht einheimisch gewesen. Den andern Morgen um 7 Uhr jedoch werde er gewiß kommen, und ihnen zeigen, daß er ein Mann von Ehre sei. Denn ob er gleich, seitdem er von ihnen gegangen, eine sehr beträchtliche Verstärkung erhalten habe, so werde er doch darum nicht wortbrüchig werden. Die Capitäne ließen ihm dafür Dank und einige Höflichkeiten sagen, und entschuldigen, daß man sein Geschenk mit keinem Gegengeschenk erwidere, denn man habe leider eben

nichts. Ueber sein Nichtworthalten habe man sich allerdings gewundert, doch man verlasse sich nun darauf, daß er es den andern Morgen zur bestimmten Stunde gut mache. Wenn aber diese Frist noch einmal vergebens abgelaufen sei, solle alles Unterhandeln ein Ende haben.

Am andern Morgen sahen sie auf einem der neuen Schiffe eine Friedensflagge wehen, vermutheten daher den Corregidor auf ihm, und schickten sogleich die Pinasse dahin ab, um dem Manne noch einmal die Versicherung zu geben, daß er, wenn er an Bord der Prise kommen wolle, für seine Freiheit nichts gefährde. Er erschien wirklich bald darauf mit drei Begleitern. Die Capitäne ließen nun die zu den zwei Fregatten gehörenden Barken dicht ans Ufer hingehen in die Nähe der Stadt, und Alles vorbereiten, daß man sogleich landen könne, im Fall der Corregidor nicht bewillige, was man von ihm fordere. Sie forderten aber von ihm 50,000 Achterstücken, die obenerwähnten zwei neuen Schiffe und die sechs Barken. Ueberdieß sollte der Corregidor dabei verbunden seyn, die an Bord der Prisen befindlichen Güter und Negersclaven ihnen zu gewissen Preisen, die sie bestimmten, ab-

zukaufen, und das Geld solle binnen neun Tagen bezahlt werden.

Aus diesem Handel ward aber nichts, denn gegen einige Puncte, z. B., daß die Bezahlung binnen neun Tagen geschehe, hatten die Spanier zwar nichts einzuwenden, allein sie wollten zur Sicherheit dafür zwei Geiseln da lassen, die den Capitänen eine zu schlechte Gewähr schienen, und die verlangte Ranzion von 50,000 Achtelst. verweigerten sie, und versicherten, sie seien jetzt so verstärkt und gerüstet, daß sie die Stadt vertheidigen könnten. Die Capitäne argwöhnten daher, daß es den Spaniern mit der ganzen Verhandlung gar kein Ernst sei und sie bloß Zeit gewinnen wollten. Daher erwiderten sie kurz, es stehe in der Engländer Macht, die Stadt und die Schiffe zu erobern, sobald es ihnen nur beliebe, sie betrachteten beides schon ganz als ihr Eigenthum, und wenn man ihnen ihre Forderungen nicht ohne alles weitere Zögern nun bewillige, so sei ihr Entschluß gefaßt, und noch vor Abend beginne die Kanonade. Sich noch ein wenig besinnend, bewilligten die vier Spanier nun eine Ranzion von 40,000 Achterstücken nebst den beiden neuen Schiffen und den Barken, und machten sich ver-

bindlich, die Ladung von diesen zu kaufen. Doch unterzeichnen wollten sie auch diesen Vertrag nicht eher, als nachdem sie abermals die Einwilligung der vornehmsten Personen der Stadt erhalten, welche indeß der Corregidor schon binnen einer Stunde zu schaffen versprach. Um 1 Uhr Nachmittags mußte diesen des Capitän Rogers Pinasse wieder ans Land bringen. Einige waren der Meinung, man solle ihn nicht gehen lassen, sondern ihn geradezu als Gefangenen behalten. Denn kurz zuvor war ein Indianer in einem Canot hergekommen, und hatte ihn gefragt, ob der Vertrag mit den Engländern geschlossen sei, mit dem Zusatze, wenn er es nicht sei, so solle er nun schnell zurückkommen, denn das Volk erwarte bloß seine Befehle und sei zum Kampfe bereit. Der Corregidor machte aber bemerklich, daß die Friedensflagge seine Person jetzt gegen alle Gewaltthätigkeit schützen müsse, und so ließ man ihn ohne Umstände fort. Seine drei Begleiter mußten als Geiseln zurückbleiben.

Als die Stunde verflossen war, kam eine Botschaft von der Stadt, daß man bloß 30,000 Achterstücken auftreiben könne. Wie es mit dem Bezahlen der Schiffsladungen werden solle, dar-

über wußte der Bote kein Wort. Nun ward der Dolmetscher in Begleitung eines Gefangenen mit der letzten Erklärung abgeschickt, welche die war, daß man, wenn sie nicht binnen einer halben Stunde für die bereits bewilligten 40,000 Achterstücken noch drei andere Geiseln schickten, die Friedensflagge sogleich wegnehme, lande, und die Stadt beschieße, ohne sich noch ein einziges Mal auf Bedingungen einzulassen. In der Zwischenzeit sahen sie, daß vom Bord der zwei neuen Schiffe alle Spanier sich entfernten, und sie nahmen daher sogleich wieder von denselben Besitz. Der Abgeschickte kehrte zurück, und nach Verfluß einer halben Stunde kamen drei Männer aus der Stadt ans Ufer den Barken der Engländer gegenüber, und hielten ein weißes Schnupftuch empor, zum Zeichen, daß sie noch einmal zu unterhandeln wünschten. Sie meldeten, man habe sich in der Stadt zur Bezahlung von 32,000 Achterstücken entschlossen, aber schlechterdings zu nicht mehr. Die Engländer antworteten ihnen, das Unterhandeln sei nun zu Ende, und so eben fange man an, zu schießen, sie möchten sich daher schnell entfernen, um aus dem Bereich der Schüsse zu kommen. Auch nahm man sogleich

die Friedensflagge weg und ließ martialische Farben an ihre Stelle treten.

Capitän Rogers ließ zwei Kanonen, jede von ohngefähr sechshundert Pfund Gewicht, auf ihren Lavetten in die Barcasse bringen, auf die sich Capitän Dover begab, und die drei Böte mit siebenzig Personen bemannen. Er selbst begab sich in einer Pinasse, in eine andere Capitän Courtney. Die Barcasse oder launch *) mit den Böten ward zum Landen beordert, und der dritte Lieutenant blieb mit zehn Mann an Bord der Barke, um, während jene landeten, das Geschütz auf die Stadt spielen zu lassen. Gegen diesen unbedeutenden Haufen von Menschen bildeten eigentlich die Spanier in der Stadt eine formidable Macht.

Gegen 4 Uhr Nachmittags landeten die Engländer wirklich, feuerten, am Rande des Ufers

---

*) Das Englische Fahrzeug launch entspricht dem Spanischen lancha, und die lancha ist eine Art von Barcasse, welche die Spanischen, Portugiesischen und Italienischen Schiffe mit sich führen.

hingehend, rastlos auf die Stadt, und drangen muthig gegen diese selbst vor, nachdem sie der Barke zugerufen, jetzt das Schießen zu unterlassen, um nicht ihre eigenen Leute zu erschießen. Ihr Vordringen geschah mit einem so rasenden Muthe, daß die Spanier mit nur wenigen Schüssen geantwortet hatten, als sie schon in die Straßen der Stadt hineinstürmten, wo sie vier Kanonen vor einer großen Kirche aufgepflanzt und die Spanier mit Abfeuern derselben beschäftigt sahen.

Rogers rief seinen Leuten zu, sich stracks dieser Kanonen zu bemächtigen, und er selbst ging gleich mit etwa zehn Mann bis in Pistolenschußweite an dieselben hin, welche entsetzliche Kühnheit die Feinde so verdutzt machte, daß sie nach einem nochmaligen Abfeuern alle flohen, bloß mit Ausnahme des Constapels, eines Irländers, der auf seinem Posten blieb, bis er fünf Wunden hatte, an denen er nachgehends starb. Da auch Dover und Courtney jetzt mit ihren Leuten herankamen, so war die Batterie nun sogleich gewonnen, und man nahm Besitz von der Kirche, wo man noch zwölf Gefangene

machte. Diesen mit so erstaunlicher Bravour errungenen Posten besetzte Rogers, und die übrige Schaar marschirte ans andre Ende der Stadt. Von ihrer Landung an bis zur Erstürmung der Batterie und Einnahme der Kirche war nicht mehr als eine halbe Stunde verflossen. Dampier stand jetzt mit fünfundzwanzig Mann bei jener Batterie und beschoß die Stadt. Alle Einwohner flohen. Inzwischen landeten auch die übrigen Engländer und eilten den Capitänen Courtney und Dover nach. Kurz die Einnahme der Stadt gelang.

Rogers holte Courtney und Dover am anderen Ende der Stadt ein, postirte den ersteren an eine Kirche uud kehrte an seinen vorigen Platz zurück, von wo er Dampiern mit seinen Leuten zum Beistande Jener schickte. Bei Sonnenuntergang waren sie in ruhigem Besitz der Stadt, und hatten seit Verjagung des Feindes aus der großen Kirche keinen Widerstand weiter gefunden. Sie vertheilten nun ihre Wachen, und Dover steckte fünf bis sechs Häuser, welche der Kirche gegenüber lagen, in Brand. Er that dieß, weil gerade hier ein Berg und einen Büchsenschuß weit von der Kirche ein dicker Wald war, aus

welchem die Feinde die ganze Nacht auf ihn schossen. Am andern Tage kamen kleine Trupps zu Pferd und zu Fuß vom Berge herab, wagten aber keinen Angriff und zogen sich wieder zurück. Hätten diese Spanier mehr Muth gehabt, so wäre Dover wahrscheinlich verloren gewesen, denn er war an dieser Stelle viel zu sehr von den Uebrigen abgeschnitten, indem die Stadt, weil sie sehr lang gebaut war, ohne beträchtliche Vertheilung der Leute in weit von einander stehende Trupps nicht besetzt werden konnte. Das Niederbrennen der Häuser deckte aber für die Nacht die schlimmste Seite seines Postens, und gleich mit Tagesanbruch eilte ihm Courtney zu Hülfe. Beide aber verließen nun diesen Posten, weil er dem Feinde zu sehr ausgesetzt war.

Ein gefangener Indianer versicherte Rogers, daß weiter oben am Flusse in einigen Häusern und Barken große Geldsummen zu finden seien. Hierauf ward die Pinasse der Ducheß mit einundzwanzig Mann unter Anführung des Lieutenant Connely hingeschickt. In der Stadt wurden nun die Thüren der Kirchen, Waarenspeicher, Keller u. s. w. erbrochen, und man suchte begie-

rig nach Beute. Aber damit hatte man kein großes Glück, und die Schätze, die der Feind darin zurückgelassen, bestanden fast bloß in Mehl, Bohnen, Erbsen, Wein und Brantwein. Man begann, dieß Alles nach dem Flusse zu schaffen, aber es war so schwüle, nasse und ungesunde Witterung, daß sich die Mannschaft bei dieser Arbeit bald äußerst erschöpft fühlte. Viele von der Mannschaft hatte Lust, die Gräber in den Kirchen zu öffnen, um wenigstens an den in den Särgen befindlichen Kostbarkeiten einige Beute zu gewinnen, allein Rogers gestattete dieß nicht, da erst vor kurzem die Pest in der Stadt gewesen war und Viele hingerafft hatte. Sie fanden nur zwei getödtete Feinde in der Stadt, einer darunter war der obenerwähnte Constapel. Ein im Kopfe Verwundeter ward gefangen. Doch erfuhren sie, daß die Spanier funfzehn Todte und Verwundete bekommen hatten, sie selbst hatten nur zwei Verwundete.

Am 24. ließ Dover auf den Thürmen der Kirchen, wo er seinen Posten hatte, die Englische Fahne wehen, und Rogers und Courtney fuhren fort mit Plündern und Wegschaffen alles Nützlichen, was sich noch vorfand. An diesem

Tage wurden der Gouverneur von Puna und noch ein Gefangener an die Spanier, die ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernt sich im Walde aufhielten, abgeschickt, um mit ihnen wegen Ranzionirung der Stadt zu unterhandeln. Als sie Abens zurückkamen, brachten sie nur unbestimmte Erklärungen vom Feinde mit, verlangten aber, daß man sie am andern Morgen wieder hinschicke, weil sie doch noch zum Zwecke zu kommen hofften. Auf einmal erhielt man Nachricht, daß der Feind von den Bergen herabkomme und Angriff drohe. Einen Theil der Mannschaft mit dem Geschütz in der Stadt zurücklassend marschirte Rogers mit den Uebrigen dem Feinde sogleich entgegen. Auf der Brücke begegnete er Courtney, der eben im Rückzuge war und ihm versicherte, der Feind sei sehr zahlreich und gut bewaffnet am nördlichen Ende der Stadt aufgestellt. Rogers wünschte dennoch, daß man gegen ihn marschire, und Courtney willigte ein. Mit nicht mehr als siebenzig Mann rückten sie gegen ihn an; dennoch zogen sich die Spanier abermals zurück und feuerten bloß aus dem Walde. Indeß beide Capitäne konnten sich über die Einnahme dieses Theils der Stadt nicht vereinigen, marschir-

ten daher wieder ab, und nahmen bloß einige der schätzbarsten Effecten mit, die sie auf die Barken schickten.

Gegen 10 Uhr Abens kehrte das Boot, welches man am vorigen Abende mit dem Indianer auf dem Flusse hinaufgeschickt hatte, zurück. Es war ohngefähr sieben Leagues weit hinaufgefahren, und sechzehn von der Bemannung waren an sechs verschiedenen Stellen gelandet, während die Uebrigen im Boote blieben, um es im Nothfalle zu beschützen. Jene waren einige Mal auf Feinde gestoßen: Einmal hatten sie fünf und dreißig Reiter, welche gut bewaffnet den Einwohnern von Guaiaquil hatten zu Hülfe eilen wollen, zurückgeschlagen. Die Häuser am Flusse hatten sie voll von Weibern gefunden, in einem derselben mehr als zwölf vornehme Damen, welchen sie ihre goldenen Ketten und Ohrringe abgenommen hatten. Uebrigens aber hatten sie sich so höflich gegen dieselben betragen, daß die Damen aus Dankbarkeit selbst ein Fäßchen guten Liqueurs herzubrachten, und sich erboten, ihnen ein Mahl zu bereiten. Einige der größten goldenen Ketten hatten die Damen dadurch zu verstecken gesucht, daß sie dieselben unter den Kleidern sich

um den Leib und die Arme legten. Aber die in jenen heißen Ländern gewöhnliche ganz dünne Bekleidung ließ den Räubern beim Betasten der Kleidungsstücke diese Schätze bald entdecken, und mit bescheidenem Anstand baten sie die Frauen, sich die Pretiosen mit eigner Hand abzunehmen. In demselben Hause sprachen sie auf der Rückkehr wieder ein, und baten sich Mundvorräthe aus. Ihr erstes Benehmen hatte den Damen so viel Zutrauen eingeflößt, daß dieser zweite Besuch sie gar nicht erschreckte. Auf der Weiterfahrt hatten sie eine Prise an einer großen Barke gemacht, aber diese wieder aufgegeben, weil sie leer war. Was sie an Silber, Ohrringen und goldene Ketten mitbrachten, ward auf tausend Pfund Sterling taxirt, aber sie versicherten, daß sie ein ungleich größeres Glück hätten machen können, wenn sie noch ein Boot gehabt hätten, denn während sie am Ufer geplündert, sei eine Menge von Barken und Canots mit Personen und Effecten auf dem Flusse gewesen, an welchen allen ein zweites Boot sich sehr hätte bereichern können, wenn es auf sie Jagd gemacht hätte. Auch versicherten sie, in der Gegend oberhalb der Stadt mehr als drei hundert

Bewaffnete zu Pferd und zu Fuß in verschiedenen Trupps gesehen zu haben, daher sie befürchteten, der Feind verzögere die Verhandlungen wegen der Ranzion bloß in der Absicht, um Zeit zu gewinnen, bis er verstärkt genug sei, um die Spitze bieten zu können. Daher befahlen die Capitäne jetzt, daß auf jedesmaliges Alarmschlagen gleich alle ihre Leute zusammenkommen und zu Einem Corps sich vereinigen sollten, und damit kein Ueberfall gelingen könnte, ward nun täglich mehrere Male Alarm geschlagen, sobald irgend ein größrer Trupp von Feinden in der Ferne zu sehen war. Die Beute, die man in der Kirche machte, bestand in drei Trommeln, mehreren Schwertern und Lanzen und vielen anderen Waffen, fünf Pulverfässern, einer Quantität Kugeln und andern Dingen.

Am 25. April kamen die zum Verhandeln Abgeschickten zurück mit dem Erbieten der Einwohner, als Ranzion für die Stadt, die Schiffe und die Barken 30,000 Achterstücke binnen zwölf Tagen zu bezahlen. Aber weder mit dieser Summe noch mit der langen Frist waren die Capitäne zufrieden, da sie zumal gewisse Nachricht erhalten hatten, daß von den Spaniern gleich ein

Courier nach Lima abgeschickt worden sei, um den von dort erwarteten Succurs zu beschleunigen. Die Unterhändler schickten sie mit der definitiven Antwort zurück: man solle 30,000 Achterstücke nach Verlauf von sechs Tagen bezahlen, und dafür hinreichende Bürgen gleich jetzt schicken, sonst werde die Stadt den folgenden Tag um 3 Uhr Nachmittags in Flammen stehen. An diesem Tage erschien der Feind in den Wäldern sehr zahlreich, und Nachmittags kamen ein Officier und neun Mann am nördlichen Ende der Stadt mit einem Trupp von Spaniern ins Gefecht, welcher aber in den Wald zurückgetrieben ward. Sie verfolgten ihn jedoch zu hitzig, und wurden dann von Mehreren angegriffen, wobei einer der Engländer einen Schuß durchs Knie und ein anderer einen Streifschuß bekam. Beim Erstern, der von Ausschweifungen schlechte Säfte hatte, folgte auf die Verwundung ein heftiges Fieber, woran er starb.

Sie blieben die nächste Nacht in der Kirche und stellten Wachen rings um dieselbe her, mit der Ordre, einander aller Viertelstunden zuzurufen. Alle Uebrige mußten ebenfalls gerüstet bleiben, um beim mindesten Alarm sogleich gegen den Feind

gehen zu können. Einer von Rogers Compagnie, der ein Franzose war, schoß als Wache einen Matrosen todt, weil der strenge Befehl gegeben war, daß die Wache, die beim Aufruf nicht antworte, sogleich erschossen werden solle. Allein der Franzose hatte Französisch gerufen, und der Matrose wahrscheinlich bloß darum nicht geantwortet.

Am 26. Nachmittags um 2 Uhr kehrten die Abgeschickten zurück, und brachten zwei berittene Spanier mit. Diese meldeten, die letzte Foderung der Capitäne sei genehmigt worden, und der Gouverneur von Puna, der sich sehr habe angelegen seyn lassen, diese Sache in Richtigkeit zu bringen, nebst einem alten Herrn, der sich auf einer der Barken befand, sollten als Bürgen oder Geiseln zurückbleiben, oder wenn man in diesen Beiden nicht hinreichende Bürgen erkennen wolle, so seien sie selbst dazu bereit. Indeß man war mit Jenen zufrieden, und ließ die beiden Reiter wieder gehen, um den unterzeichneten Contract ins Spanische Lager zu bringen.

Die Engländer behielten die beiden Bürgen die Nacht in ihrem Quartiere, und schickten sie

am andern Morgen auf eins der Schiffe. Mit Trommelklang und fliegenden Fahnen zogen sie ab, und ließen den Spaniern die volle Freiheit, wieder in ihre Häuser zurückzukehren. Sehr schwierig war die Fortschaffung der Kanonen wegen des durch Regengüsse erweichten Bodens. Sie verfielen auf ein besonderes Mittel, sich dieß Geschäft zu erleichtern, und machten eine große Trage von Bambusrohr, unter welcher sechs Männer stehen und eine gleiche Last auf ihren Schultern tragen konnten. Auf diese Art und mit dem Beistande ihrer Gefangenen, der starken Indianer, schafften sie die Kanonen fort, welche sämmtlich nur Vierpfünder waren.

Roggers vermißte einen seiner Leute, einen Holländer, Namens Johann Gabriel, und glaubte, daß er getödtet oder gefangen sei. Dieser Mensch hatte sich aber in einem Hause der Stadt, wo er gutes Getränk fand, so voll getrunken, daß er während des Auszuges der Engländer und des Wiedereinzuges der Spanier von Allem, was geschah, nichts sah und hörte. Der Eigenthümer des Hauses fand ihn lang ausgestreckt, und wußte nicht, ob er ihn für todt oder lebend halten sollte, rief mehrere Nachbarn herbei, be-

mächtigte sich seiner Waffen, und rüttelte ihn dann, bis er erwachte. Sie suchten ihn wieder auf die Beine zu bringen, und es gelang, denn er hatte seinen Rausch ausgeschlafen, und als er einige Zeit mit großen Augen die Geschellschaft von Spaniern, in deren Händen er sich hier befand, verwunderungsvoll angestarrt hatte, kam er völlig wieder zur Besinnung. Man war so großmüthig, ihm seine Waffen zurückzugeben, mit dem guten Rathe, seinen Cameraden, da sie noch nicht eingeschifft seien so schnell wie möglich nachzueilen. Dieß that er, und kam wohlbehalten an Bord.

Die Beute, die man gemacht hatte, bestand in 230 Säcken Mehl, Bohnen, Erbsen und Reiß, funfzehn Tonnen Oel, 160 Tonnen geistiger Getränke, einigem Takelwerk, Eisenwaaren, vier halben Tonnen Pulver, Pech und Theer, Kleidungsstücken und verschiedenem Hausbedarf, auf 1200 Pfund Sterling geschätztem Silber, Ohrringen u. dgl., 150 Ballen Kaufmannsgut, vier Kanonen, 200 Stück gewöhnlichen Spanischen Schießgewehrs, einigen Quantitäten Indigo, Cacao, Annatto und Zucker. Eine Menge Waaren ließ man noch in der Stadt zurück, weil man

auf den Schiffen keinen Raum für sie hatte. Auch an einigen noch auf dem Stapel liegenden Schiffen und zwei vor Anker liegenden neuen Schiffen, die ohne Takelwerk waren, mochte man sich nicht vergreifen.

Von den beiden Geiseln ward erzählt, daß während der neulichen Verhandlungen von den Einwohnern noch 80,000 Achtelstücke königliches Geld und außerdem fast alle ihre Pretiosen und Dinge vom höchsten Werth aus der Stadt geschickt worden, daß mithin ihr Gewinn noch weit beträchtlicher hätte seyn können, wenn sie mit dem Landen nicht gezögert hätten. Dennoch war Guaiaquil bei weitem nicht mehr die wohlhabende Stadt, die es einige Zeit früher gewesen war, und eben damals war es kurz zuvor durch eine Feuersbrust fast ganz eingeäschert worden.

Rogers trennte sich hierauf von den Uebrigen, um ihnen voraus und zu den Schiffen bei Punta Arena zurückzugehen. Der Tag war außerordentlich heiß, und sie sahen eine Menge Alligatoren im Flusse. Am folgenden, am 28. April, erreichte er Puna, und begegnete hier der einstweilen von Duck und Hatley comman-

dirten Beginning mit einer leeren Barke, welche sie den Spaniern abgenommen hatte. Die Mannschaft derselben war wegen des langen Ausbleibens der Uebrigen schon sehr in Sorgen gewesen, und sie litt großen Mangel an Wasser, so daß ihre Gefangenen sich mit einem Nößel täglich begnügen mußten. Auch war sie genöthigt gewesen, eine kleine Prise, die sie gemacht hatte, im Meere zu versenken, damit sich nicht die Gefangenen derselben bemächtigten, da es an Leuten fehlte, um dieselbe gehörig zu bemannen.

Mit Tagesanbruch ging Rogers an Bord, wo er nach einer zwölftägigen Abwesenheit mit großem Jubel empfangen ward. Die Lieutenante Cook und Fry hatten während dieser Zeit viele Noth mit den Gefangenen gehabt, die sie wegen ihrer Menge, um Unglück zu verhüten, jedes Mal des Nachts hatten einschließen und an Bord der Prise sogar jedes Mal in Fesseln legen müssen. Doch da sie den Gefangenen beider Schiffe nie den mindesten Verkehr mit einander gestattet hatten, so waren diese mit ihrer eignen Stärke und der Schwäche ihrer Herren ganz unbekannt.

Am 29. April ohngefähr 3 Uhr Nachmittags kam ihnen ein Schiff zu Gesicht, und Cook schickte, um Jagd darauf zu machen, sogleich das gut bemannte Boot vom Havre de Grace ab. Das Schiff ergab sich. Es war eine Barke von dreißig Tonnen Last, beladen mit einer Menge von Früchten, mit Guaiaquil-Schafen, 270 Säcken Mehl, 200 Zuckerhüten und einer Quantität getrockneten Rindfleisches. Bloß sieben Menschen befanden sich auf ihm, und diese sagten, daß sie vor sieben Tagen von Pulania abgesegelt seien, wo eben damals einige ansehnliche Französische Schiffe gelegen, und kurz zuvor Warnungen von Lima an dieselben gekommen, sich vor einem Englischen Geschwader, welches sich jetzt in diesen Gewässern herum treibe, wohl in Acht zu nehmen. Sie wußten aber nicht, welchen Bestimmungsort diese Schiffe hatten.

Bis zum 2. Mai warteten sie mit großer Ungeduld auf Auszahlung der Ranzion, zu welcher sich Guaiaquil anheischig gemacht hatte, und schon argwöhnten sie, der Corregidor wolle es wirklich darauf ankommen lassen, daß man die beiden Geiseln als Gefangene mit nach England nehme, und warte bloß auf Verstärkung von Li-

ma. Indeß noch am Abende erschien ein Boot mit 22,000 Achtelstücken als abschläglicher Zahlung. Hierauf setzte man mehrere Gefangene wieder ans Land, schickte aber mit demselben Boote gleich an den Corregidor die Nachricht, daß man den nächsten Morgen schon abzureisen gedenke, und daher nicht umhin könne, die beiden Geiseln mitzunehmen, wenn das rückständige Geld nicht noch vor ihrer Abreise anlange. Kurz darauf nahm Courtney mit dem Schiffe Havre de Grace seinen Weg nach Punta Arena, wohin ihm Rogers am nächsten Tage folgen wollte. Den Gouverneur von Puna, einen der Geiseln, setzte er vorher noch ans Land, und machte ihm einige Geschenke. Am nächsten Tage kam das Boot wieder und brachte noch drei Tausend Dollars mit der Versicherung, das Uebrige, und außerdem noch zwölf Hundert Dollars zu Erkaufung einer Partie Waaren von ihnen, würden sehr bald nachfolgen. Doch Courtney war der Meinung, dieß sei bloß ein Vorwand, mit dem man sie aufzuhalten suche, bis eine Escader von Lima ankomme, und man müsse vielmehr unverzüglich aus dieser Gegend hinwegeilen. Hierin stimmte ihm die Mehrzahl der Offiziere bei, und so ward

schnelle Abreise beschlossen. Da die Beginning nur klein und für sie von keinem Nutzen mehr war, so verkauften sie dieselbe an die Spanier für ohngefähr funfzig Pfund Sterling, die ihnen in goldenen Ketten, Perlen u. dergl. bezahlt wurden. Auf diese gaben sie zugleich die Gefangenen. Bloß die Lootsen, eine Person, die Englisch sprechen konnte, und Sohn des Präsidenten von Panama war, und drei Geiseln behielten sie zurück.

Mit einem sehr günstigen Südsüdwestwinde segelten sie nun schnell nach den Gallapagos-Inseln. Am 17. sahen sie Land, und am 18. waren sie bei Tagesanbruch nur vier Leagues von zwei großen Inseln entfernt, die beinah zusammen hingen. Nachdem sie auf den Fall, daß sie getrennt werden sollten, sich einen Ort des Zusammentreffens bestimmt hatten, schickten sie ein Boot ans Land, um Wasser einzunehmen. Dieß kam aber mit der traurigen Nachricht zurück, daß die Insel ganz ohne Wasser und überhaupt nichts als ganz lockerer verbrannter und schwerer Boden sei, der unter den Füßen einsinke und überall die bloße Decke unterirdischer Höhlen scheine, welche nicht das Gewicht eines

Menschen lange tragen könne. Rogers vermuthete, die Insel sei ein Vulcan, obgleich er einiges Grün und Strauchwerk auf ihr sah. Die Mannschaft der Ducheß fing eine ziemliche Menge Schildkröten und andere eßbare Seethiere, und vertheilte sie am 21. unter die Kranken beider Schiffe, welchen diese Nahrungsmittel äußerst heilsam waren. Allein dagegen trat jetzt der sehr traurige Fall ein, daß die Medicin ausging. Die Kranken starben schnell nach einander hin. Man bemerkte als etwas Auffallendes, daß bloß die starben, welche mit in Guaiaquil gewesen waren.

Am 22. waren eine Barke und eine Gallione, beides gemachte Prisen, auf deren ersterer sich Hatlei nebst fünf Mann befand, plötzlich verschwunden, und ihre Rückkehr erfolgte nicht, obgleich im obersten Mastkorbe des Duke sowohl als der Ducheß die ganze Nacht hindurch Lichter brennend erhalten wurden, und man unaufhörliche Schüsse that. Rogers segelte mit dem Duke, dem Havre de Grace und der Barke ab, um sie aufzusuchen, fand auch nach einigen Stunden die Gallione wirklich unfern der östlichen Insel. Allein von der Barke sah und hörte er nichts,

und es schien daher, daß man sie verloren geben müsse. Am 26. segelte man nach einem allgemeinen Beschlusse der Officiere von diesen Inseln ab, um Wasser am Festlande einzunehmen.

Am 6. Juni ward von einem Matrosen, der ein Gespräch der gefangenen Neger und Indianer versteckt mit anhörte, die Entdeckung gemacht, daß diese Menschen mit dem Plane einer Ermordung der Engländer und Eroberung der Schiffe beschäftigt waren. Als sie hierauf vorgefordert und darüber vernommen wurden, leugneten sie standhaft, bekannten jedoch, daß sie allerdings den Gegenstand besprochen, aber ohne im Mindesten dabei ernsthafte Absichten zu haben, sondern bloß zur Zeitverkürzung. Rogers vertheilte hierauf, um allen übelen Folgen solcher Intriguen vorzubeugen, die Verdächtiggewordenen auf die sämmtlichen Schiffe.

An diesem Tage machte die Ducheß, nach einer ganz kurzen Verfolgung, eine Prise an einem Schiffe von neunzig Tonnen Last, welches von Panama nach Guaiaquil ging, den Namen San Thomas de Villa Nova hatte, und von Juan Navarro Navarete

commandirt ward. Es waren ohngefähr vierzig Passagiere an Bord desselben, unter welchen sich auch Don Juan Cardosa befand, der ebenin Begriff war, als Festungs-Commandant nach Valdivia abzureisen, wozu der Spanische Hof ihn ernannt hatte. Am 7. legten sie sich an der Ostseite der Insel Gorgona etwa Kabelslänge von der Küste vor Anker, und am 8. caperten die Böte des Duke und der Ducheß eine Barke von funfzehn Tonnen Last, die Goldene Sonne genant, welche zehn Spanier und Indianer nebst einigen Negern an Bord hatte. Diese Menschen hatten weiter nichts mit als eine kleine Quantität Goldstaub und eine große goldene Kette, womit sie in Guaiaquil Salz und Brantwein kaufen wollten. Am 9. Abends versammelten sich die sämmtlichen Officiere auf der Ducheß zur Berathschlagung, nur Rogers konnte nicht dabei seyn, da er sich eben unpäßlich befand. Diese Versammlung beschloß, nach zuvor bei den Gefangenen eingezogener Erkundigung, (welche ihnen die Sache sehr plausibel machten,) eine Fahrt nach Malaga zu unternehmen, dort die Schiffe auf einer sichern Rhede zu lassen, und in den Böten den Fluß hinaufzuru-

dern, bis es ihnen gelänge, einige Piroggen wegzunehmen und damit die Goldgruben von Barbacore oder San Juan zu erreichen, wo sie beträchtliche Beute zu machen hofften, da es unmöglich schien, daß die Spanier in dieser Gegend von der Nähe des Feindes Kunde haben könnten.

Da Rogers seine Einwilligung in Alles, was die Versammlung beschließen würde, vorher gegeben hatte, so ward nun unverzüglich noch in derselben Nacht um 12 Uhr die Reise nach Malaga angetreten. Capitän Rogers aber ward, als er das Resultat ihrer Berathschlagung vernahm, doch bedenklich, und da er wußte, daß einer der Gefangenen, Hr. Morel, und auch noch einige andere, mit Malaga sehr genau bekannt seien, so besprach er sich sogleich ernstlich über den Gegenstand mit diesen, welche die Versammlung gar nicht um Rath gefragt hatte. Er erhielt die Versichrung, daß, wer der Versammlung die Fahrt nach Malaga gerathen, ganz gewiß entweder die Absicht gehabt habe, sie ins Unglück zu stürzen, oder mit jener Gegend ganz unbekannt sei. Malaga sei nicht nur ein men-

schenleeres und unfruchtbares Land, sondern auch die Rhede wegen der vielen Untiefen und ihrer Enge höchst unsicher, und wenn auch die Schiffe hinüberkämen, welches nur zur Zeit der Springfluth möglich sei, so kämen sie doch stets in Gefahr, auf den Strand zu laufen. Ferner behaupteetn sie, die Gestade des Flusses auf dem ganzen Wege nach San Juan bewohne ein zahlreicher Stamm von Eingebornen, die den Spaniern äußerst ergeben seien, und gewiß alles Mögliche aufbieten würden, um Feinden der Spanier ihre Unternehmungen zu erschweren. Auch sei der Canal so enge, daß durch gefällte und in den Weg gelegte Bäume der Rückzug äußerst erschwert werden könne.

Rogers hatte so wenig Grund, gegen diese Warnung mißtrauisch zu seyn, daß er seine beiden Compagnons Courtney und Cook sogleich damit bekannt machte, und sie bewog, dieses Project aufzugeben und nach Gorgona zurückzukehren, um dort die Schiffe zu calfatern. Der Havre de Grace sollte als ein Schiff von zwanzig Kanonen ausgerüstet und dem Capitän Cook zu commandiren gegeben werden. Man bemannte ihn mit einem Theil der Leute vom Duke und der Duchess. Am 13. Juni erreichte man Gor-

gona und legte sich vor Anker. Nach zwei Wochen waren die beiden letzten Schiffe durch Calfatern wieder so vollkommen hergestellt, daß die gefangenen Spanier sich nicht genug darüber wundern konnten. Sie versicherten, bei einem Spanischen Kriegsschiffe komme man in Lima mit dieser Operation gewöhnlich nicht vor Verfluß von sechs Wochen zu Stande, obgleich man mit allem Nöthigen dazu und geschickten Werkleuten versehen sei.

Vom 29. Juni bis 9. Juli beschäftigte man sich hauptsächlich mit Ausrüstung des Havre de Grace, welchem man dann den Namen der Marquis gab. Der Mannschaft auf ihm ward ein Schmaus gegeben, und zu den zwölf Kanonen, die er bereits besaß, gaben ihm noch der Duke und der Ducheß jedes von den seinigen zwei und vier in Guaiaquil als Beute gewonnene ab, so daß er nun ihrer zwanzig hatte, die in vollkommen gutem Zustande waren. Seine Bemannung bestand aus einundsechzig Personen außer zwanzig Negern. Capitän, Officiere und Gemeine erhielten dieselbe Gage wie auf andern Schiffen. Zunächst hielt man nun für ein wichtiges Geschäft, sich der Gefangenen zu entledigen, welche zu einer

großen Last wurden, und doch gar keinen Nutzen gewährten. In einer Berathschlagung am 9. kam man überein, daß Capitän Dover nebst den Officieren Fry und Stratton und fünfundvierzig Matrosen den Transport der Gefangenen ans Festland besorgen sollten, und dieß geschah auch sogleich. Die beiden Morels, Don Antonio und Don Juan Cardosa, wurden ebenfalls entlassen. Sie bezeigten den Engländern ihre größte Zufriedenheit mit der Behandlung, die sie von ihnen erfahren, zumal Don Juan Cardosa, der einst das Unglück gehabt hatte, von einem Bucanier aus Jamaica, in dessen Hände er bei Porto Bello gefallen war, sehr gemißhandelt zu werden.

Am 18. ward auf dem Schiffe ein Neger von einer Giftschlange gebissen, und starb troz aller angewandten Sorgfalt der Wundärzte binnen weniger als zwölf Stunden. Solcher Schlangen giebt es auf Gorgona sehr viel. Sie haben häufig eine Länge von drei bis vier Yards und die Stärke eines Mannsarmes, und können auf der Insel nicht ausgerottet werden, da sie Amphibien sind und ihr immer wieder neue zuschwimmen. Sogar aufs Schiff war, am Kabeltau sich hinauf-

windend, an demselben Tage eine solche Schlange geschwommen, und von den Matrosen getödtet worden.

Am 20. und 21. kamen zwei Böte, welche baares Geld, Limonien, Geflügel und andere Mundvorräthe brachten und mit den Schiffen zu handeln wünschten. Die beiden Morels kamen am 27. wieder an Bord, und brachten Geld mit, um ihre Schiffe zu ranzioniren. Sie versicherten, längs der ganzen Küste seien die Spanier im Aufstande, und es habe ihnen viel Mühe gekostet, die Rückkehr zu ihnen zu bewirken. Der Gouverneur von Barbacore sei hier mit zwei Hundert Mann an der Küste, um die Engländer sowohl am Handeltreiben als am Landen zu verhindern. Aber die ganze übrige Küste auch sei von einer Menge Menschen besetzt, welche sich zu demselben Behuf bewaffnet habe.

In einem an Bord des Duke gehaltenen Convent ward beschlossen, unter die, welche sich bisher durch Bravour vorzüglich ausgezeichnet hatten, Prämien zu vertheilen. James Stratton erhielt vierzig Rupien, William Davis und Derrick Derrickson jeder zwanzig Rupien,

die Mannschaft, welche den Marquis zur Prise gemacht hatte, erhielt vier Ballen von den zur Beute gemachten Gütern, um dieselben zu verkaufen, wenn und wo sie wolle. Jeder von denen, welche neulich die Fahrt auf dem Flusse bis über Guaiaquil hinauf gemacht hatten, erhielt einen vollständigen Anzug. Obgleich aber die Capitäne mit diesen Beschenkungen — die ganz extra waren und gar nicht den Beute-Antheil, der einem Jeden zukam, schmälerten — viel Großmuth und Freigebigkeit bewiesen, so war doch nur wenige Tage später eine gefährliche Empörung im Werke, die, wenn sie zum Ausbruch gekommen wäre, von sehr traurigen Folgen hätten seyn können. Aber einer der Officiere auf der Ducheß entdeckte sie noch bei Zeiten. Dieser hatte zufällig die Rädelsführer, als sie über die Ausführung ihres Projects gemeinschaftlich berathschlagten, belauscht. Ueber sechzig Verschworne hatten gewisse Artikel unterzeichnet, durch welche sie sich verbindlich machten, einander mit unerschütterlichem Muthe beizustehen, bis sie — wie ihr Ausdruck der Sache war — Gerechtigkeit erlangt hätten, worunter sie eine andere Vertheilung der Beute verstanden, als die bis-

herige gewesen war, durch welche sie verkürzt zu seyn glaubten. Vier der Hauptanführer dieses heillosen Beginnens — unter ihnen war der Verfasser der Artikel selbst — wurden unverzüglich ergriffen und in Fesseln geworfen. Da sie aber nun demüthig um Gnade bettelten, bittere Reue zeigten und angelobten, nie wieder solchen Frevel wagen zu wollen, erhielten sie Pardon. Die Capitäne glaubten, daß Milde hier ganz der Klugheit gemäß sei. Denn hätte man grausame Bestrafung einiger Wenigen, in einer Sache, wo der Theilnehmer so Viele waren, gewagt, so hätte dieß leicht erst nun die ganze Explosion bewirken können. Aber so ward die Sache glücklich beigelegt, und Alles kam bald wieder in sein voriges Geleis.

Am 6. August war wieder große Berathschlagung auf der Ducheß, und die Capitäne und Officiere beschworen einen innigen Bund mit einander, nach welchem sie sich nie verlassen wollten, so lange noch irgend eine Möglichkeit des Zusammenhaltens sei. Am 7. kam man überein, den Gebrüdern M o r e l und dem N a v a r r e t e ihre Schiffe nebst allen den Gütern, welche man selbst mit sich zu schleppen, da man gar keinen sonder-

lichen Gebrauch von ihnen machen konnte, sich wenig versucht fühlte, wieder zurückzugeben.

Ueber die in der gecaperten Barke befindlichen Effecten kam man mit Navarreten überein, daß er sie mit zwölf Tausend Achtelstücken ranzioniren solle. Diese sollte er nebst dreitausend Achtelstücken, die noch von der Ranzion für Guaiaquil rückständig waren, binnen zwölf Tagen ihnen in Manta behändigen. Als man jetzt einen Ueberschlag des den Eigenthümern gehörigen an Bord befindlichen Geldes und Silbers machte, fand sich, daß man im Besitz von zwanzig Tausend Pfund Sterling an baarem Geld und sechzig Tausend Pfund Sterling an Werth betragenden Gütern war. Unter den auf Navarretes Schiff befindlichen Gefangenen waren mehrere Damen. Diese waren mit der Höflichkeit der Engländer sehr zufrieden, sagten ihnen bei ihrem Scheiden dafür manches Verbindliche, und versicherten, daß Engländer, die sich an Bord Spanischer Schiffe als Gefangene aufhalten müßten, bei weitem nicht so viele Höflichkeit erfahren würden.

Von der Insel Gorgona giebt Rogers

Bericht folgende Beschreibung: „Sie liegt unterm dritten Grade nördlicher Breite. Sie hat drei Leagues Länge, und zwar von Nordost nach Südwest sich ziehend, ist sehr schmal, und vom Festlande etwa sechs Leagues entfernt. Sie ist sehr bewaldet, und vorzüglich häufig ist ein hoher schlanker Baum, welcher Palma Maria genannt wird und sehr gut zu Masten gebraucht werden kann. Dieser Baum schwitzt einen Balsam aus, welcher in vielen Krankheiten ein treffliches Heilmittel ist. In einiger Ferne hat die Insel das Aussehen, als ob es drei kleine Berge seien, und auf der Nordseite können sich Schiffe vor Anker legen, an einigen Stellen aber sind in der Nähe der Küste Untiefen und Sandbänke. Von der Mannschaft des Duke ward hier ein ganz gräßlich aussehendes Thier gefangen, welches man für eine Affenart hielt. Es hatte allerdings Manches mit den Affen gemein, nur war das Haar viel dicker und länger. Gesicht, Augen und Nase waren kleiner und weit runzlicher und ungestalteter. Die Ohren waren ebenfalls kleiner, die Zähne aber länger und geschärfter. Der Hinterkörper war weit plumper, überhaupt das ganze Thier verhältnißmäßig von mehr Dicke. Der

Schwanz dieses Thieres ist sehr kurz, und überdieß hat es statt der fünf Klauen, welche die Affen haben, deren nur drei an jeder Pfote, und sie sind schärfer und länger. Dieses Thier ließen wir vom Fuße des Besahns an bis zum Mastkorbe hinaufklettern, und dazu brauchte es nicht weniger als zwei Stunden, dahingegen ein Affe kaum eine halbe Minute Zeit dazu gebraucht haben würde. Sein Fortbewegen war so langsam und abgemessen, als ob ihm jede der Bewegungen durch ein Uhrwerk vorgeschrieben sei. Die Spanier haben für dieses Thier den äußerst passenden Namen Faulthier. Sie sagten uns, es nähre sich vom Laube eines sehr hohen Baumes, und wenn derselbe von ihm abgeblättert sei, so bringe die langwierige Reise am Stamme herab und zu einem anderen Baume hin das Thier in solche Hungersnoth, daß es darüber beinah umkomme" *).

Man verließ die Insel Gorgona am 7. August, und am 10. schlug Rogers vor, den

---

*) Diese Beschreibung des Ai oder des Faulthieres bekömmt bloß dadurch einiges Interesse, daß sie eine der ältesten ist, die man hat.

Marquis nach Brasilien zu schicken, um die von den Prisen gewonnenen Güter dort zu verkaufen, und frische Mundvorräthe einzunehmen, dahingegen der Duke und die Ducheß jetzt unter derselben Breite bleiben und auf die Ankunft des Manilla-Schiffes warten sollten. Indeß dieser Vorschlag ward durch Stimmenmehrheit verworfen. Am 12. waren sie noch nicht weiter als dreizehn Leagues von Gorgona entfernt. Am 18. caperte die Ducheß eine Barke von siebenzig Tonnen Last, die von Panama nach Lima ging. Sie hatte von Gütern nichts Schätzbares an Bord, aber vierundzwanzig Neger, durch die man erfuhr, daß das Herumtreiben der Engländer in der Südsee hier alle Anwohner der Küste in Alarm gebracht habe, und seit der gelungenen Einnahme von Guaiaquil die Einwohner alle Stunden eines neuen Besuches gewärtig seien.

Am 25. August fuhren die beiden Barken in die Bai von Tecames ein, und die beiden Begleitschiffe legten sich einige Stunden später in ihrer Nähe vor Anker. Dieß war die Stelle, wo der berühmte Sir Francis Drake im Jahr

1578 die einträgliche Prise an den Spanischen Silberschiffen machte.

Noch an diesem Tage, als es bereits dunkel ward, hätte sich der Dolmetscher, Namens White, der sich in Begleitung eines Spanischen Gefangenen, ohne Ordre dazu erhalten zu haben, ans Land hinüber gewagt hatte, beinahe unglücklich gemacht, denn als er nur eben gelandet, schossen Indianer nach ihm aus einem Hinterhalte mit Musketen, Bogen und Wurfspießen, obgleich sie in Spanischer Sprache laut riefen, sie seien Spanier und nicht Feinde. Indeß entkamen sie noch dadurch, daß sie sich die ganze Nacht im Walde verbargen. Mit Tagesanbruch wagten sie es, jene Indianer selbst anzurufen, und nun gelang es ihnen, dieselben zu bewegen, daß sie sich mit ihnen in einen Tauschhandel einließen, wobei die Indianer jedoch sich vorbehielten, erst die Einwilligung ihres Padre oder Geistlichen — denn es waren getaufte Indianer — einzuholen, welcher noch sechs Leagues von dieser Stelle entfernt lebe. Der Dolmetscher versicherte, daß dieß gar nicht nöthig sei, weil sich ein Padre an Bord der Schiffe befinde. Sie verlangten hierauf, diesen zu sehen, und der Pater ging auf

die Nachricht davon ans Land und schrieb einen Brief an den Geistlichen des Orts, worin er diesem schilderte, wie gut er und die übrigen Spanischen Gefangenen von den Engländern behandelt worden seien, und ihm empfahl, daß er seine Leute mit den Engländern handeln lasse. Diese Vermittelung des vom Schiffe geschickten Mönchs bewirkte, daß sie den nächsten Tag mit Waaren zu kommen versprachen, selbst wenn die ausdrückliche Einwilligung ihres Padre darein nicht erfolgen sollte. Die Indianer erhielten ein Geschenk von drei Heiligenbildern und einem gefiederten Hauptschmuck für ihres Häuptlings Gemahlin. Hierauf wuschen sie sich die rothe Farbe, mit welcher sie ihre Gesichter bemalt hatten, ab, (weil diese Farbe, wenn sie dieselbe im Verkehr mit feindlichen Völkern nicht aus dem Gesicht wischen, für ein Zeichen fortwährender Kriegserklärung gilt,) und schickten dem Capitän Rogers ein Geschenk von einigen Bogen und Pfeilen.

Als das Boot mit dem Geistlichen zum Schiffe zurückkehrte, nahm es einen der Indianer mit, welcher nicht wenig über die noch nie gesehenen Dinge, die er hier erblickte, erstaunte, sich in der großen Cajüte auf den Fußboden hin-

legte, und mit verstörten Blicken eine Stunde lang die Gegenstände anstaunte, und dann, nachdem er von Rogers mit vielen Geschenken überhäuft worden war, wieder ans Land zurückgebracht ward. In der Nacht kam ein Brief vom Padre an, welcher den Indianern das Handeln erlaubte, und nun erkaufte man Schweine und Rinder von ihnen.

Die drei in Gesellschaft segelnden Schiffe erreichten am 10. September eine der Gallapagos-Inseln, wo sie eine Woche blieben und sich mit Schildkröten und Salz versorgten, welches Beides dort in großer Menge zu haben ist. Am 4. October kamen sie an die Tres Marias, und blieben bis zum 24. bei denselben, um sich wieder mit Schildkröten, Holz und Wasser zu versorgen.

Am 15. October befanden sie sich unter 22° 55′ nördlicher Breite, und entdeckten in der Entfernung von noch ohngefähr acht Leagues Californien. Am 17. kamen einige Indianer in einer Barke auf sie zugerudert. Sie scheuten sich erst, ganz heran zu kommen, thaten es aber, als man sie beschenkte, und gaben als Gegengeschenk

zwei lebendige Füchse, zwei Schläuche voll Wasser und einige Hirschhäute. Diese Wilden waren ganz nackt und mit der Europäischen Art des Waarenaustausches völlig unbekannt. Einige Matrosen wagten sich ans Land hinüber, und zwar, wegen zu hohl gehender See, die das Landen in Böten nicht erlaubte, mit Barken. Die Eingebornen waren nun schon so zutraulich geworden, daß sie selbst ins Meer sprangen und den Barken ans Land halfen, so gut sie nur konnten. Dann führten sie die Engländer am Arme auf die Küste, und hier erwartete sie ein Alter, der eine Hirschhaut auf den Boden hingebreitet hatte. Die Eingebornen knieten jezt vor den Engländern nieder und wischten diesen, die zur Erwiderung solcher Höflichkeit ebenfalls niederknieten, mit ihren Händen das Wasser aus dem Gesicht.

Als diese Ceremonie vorüber, ward jeder der Matrosen von zwei Eingebornen am Arme genommenl und auf einem schmalen, ohngefähr eine Viertemeile langen Wege zu ihren Hütten geführt, wo man sie mit der Musik eines sehr rohen Instruments bewillkommnete, welches blos aus zwei über einander gelegten Stäben bestand,

die einer der Wilden mit großer Schnelligkeit an einander rieb, und das widrige Geräusch, welches dadurch hervorgebracht ward, mit noch unharmonischern Tönen seiner eigenen Stimme begleitete. Dann setzten sich Alle auf den Erdboden hin, und man reichte den Engländern gesottene Fische. Endlich führte man sie auf demselben Wege und mit Begleitung von Musik zum Strande zurück, beschenkte sie mit Messern, die aus Robbenzähnen gemacht waren und mit andern Kleinigkeiten. Ueberhaupt gestatteten, wie Rogers Bericht uns versichert, die Wilden ihnen von Allem, was sie besaßen, den Mitbesitz, nur nicht von ihren Weibern, Kindern und Waffen. In dem Dorfe, wo die Engländer landeten, wohnten mehr als zwei Hundert dieser Wilden. Die Hütten waren aus Baumästen und großen Blättern gemacht, in der Form von Lauben. Vor der Thür war ein Feuer angemacht, um welches herum sie sich zum Schlafen legten.

Die Schilderung, welche Rogers von den Californiern macht, ist folgende: „Die Männer sind gerade und wohlgewachsen, haben langes schwarzes Haar und sind von dunkelbrauner Farbe. Sie

leben von der Jagd und dem Fischfange, und Europäische Messer, Nägel, Scheeren u. dergl. sind ihnen viel lieber als Silber und Gold. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, und sie sind so vortreffliche Schützen, daß sie selbst einen kleinen Vogel im Fluge nicht leicht verfehlen. Ihre Bogen sind von einem harten, doch geschmeidigen Holze gemacht, von etwa sechs Fuß Länge. Die Sehne ist von Seidengras. Die Pfeile haben fünfthalb Fuß Länge, sind von einem knotigen Rohr und mit vier langen Federn befiedert. Die Weiber dieser Wilden haben ziemlich häßliche Gesichter. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Verfertigen von Fischnetzen, Einernten des Getreides und Mahlen desselben auf einem Steine. Sie standen unsern Leuten beim Wasserholen sehr dienstfertig bei, und versahen sie mit Allem, was sie nur auftreiben konnten. Diese Wilden sind überhaupt sehr gutmüthige Wesen, und haben Achtung für das Eigenthum. Sie nahmen nichts von uns, als was wir ihnen förmlich schenkten".

In der Bai von Puerto Seguro giebt es einen außerordentlichen Ueberfluß an Fischen. Die Californier hatten zum Fange derselben mit bloßen Spießen, mit welchen sie dieselben stechen,

eine so außerordentliche Geschicklichkeit, daß die Engländer sich nicht genug darüber wundern konnten. Oft sprangen sie aus ihren Fahrzeugen, welche bloß aus fünf Stücken Holz und sehr elend gezimmert waren, einem großen Fische bis in die Tiefe nach, erlegten ihn und brachten ihn herauf. Auch tauchten sie sehr tief unter, um Perlenmuscheln und andere an den Klippen festsitzende Muscheln heraufzuholen. Einige Matrosen betheuerten Rogers, wie sie es mit eigenen Augen gesehen, daß einer dieser Wilden mit Spießen zum Tödten der Fische tief untergetaucht, unten einen Fisch nach dem andern getödtet, und denselben, so wie er am Spieße gesteckt, einem Cameraden, welcher in einem Kahne auf alle seine Bewegungen Achtung gegeben, hinaufgereicht habe. Rogers sagt, daß er die Richtigkeit dieser Erzählung nicht eben bezweifeln können, da er selbst die Taucher-Geschicklichkeit der Californier auf mannichfache Art erprobt, und z. B. verrostete Messer ins Meer geworfen hatte, denen sie sogleich nachgesprungen und die von ihnen aufgefangen worden waren, wenn sie kaum 3 bis 4 Faden Tiefe erreicht hatten.

Der Plan der Gesellschaft, das von Ma-

nilla kommende, mit Schätzen reichbeladene Schiff zu capern, schien jetzt gescheitert zu seyn, denn nun war bereits ein Monat vergangen seit der Zeit, in welche sonst gewöhnlich die Ankunft des Manilla-Schiffes fiel. Indeß am 21. December, als man schon gar keine Hoffnungen mehr hegte, rief plötzlich der im Mastkorbe mit Spähen beschäftigte Matrose herab, er sehe in der Entfernung von sieben Leagues ein Schiff. Man steuerte nun sogleich auf dasselbe zu, erreichte es aber wegen Mangels an Wind erst am zweiten Tage. Die Mannschaft sollte durch einen geistigen Genuß zum Kampfe begeistert werden, allein es gab leider an Bord der Schiffe keinen Brantwein mehr, Rogers ließ daher einen großen Kessel voll Chocolate für sie kochen, nach dem Genusse derselben sie andächtig beten, und dann in Gottes Namen den Angriff wagen. Die Ducheß war beträchtlich auf der Leeseite, und der Feind bombardirte daher ihr Hintertheil, allein der Duke erwiderte dieß mit Kanonaden von seinem Vordertheile. Er drang dann ungestüm auf ihn ein, gab ihm einige volle Lagen und ließ dabei sein Musketenfeuer sehr lebhaft spielen. Die Spanier erwiderten dieß einige Zeit, dann

aber strichen sie ihre Flaggen, in demselben Augenblicke, wo auch noch die Duchess heran kam, fünf Kanonen abfeuerte und eine volle Lage mit kleinem Gewehr gab. Man schickte nun sogleich die Pinasse ans feindliche Schiff, und ließ den Capitän und die Officiere desselben als Gefangene herüberbringen. Als man diese examinirte, erfuhr man, daß mit diesem Schiffe zugleich noch ein anderes größeres von Manilla abgesegelt, aber als ein schlechter Segler weit hinter demselben zurückgeblieben, und schon seit drei Monaten ihm ganz aus dem Auge sei.

Die Spanier verloren bei diesem Gefecht neun Mann, und hatten mehrere Verwundete. Die Engländer hatten zwei Verwundete, und unter diesen war Rogers selbst, dem durch einen Schuß in den linken Backen ein beträchtlicher Theil seiner Oberkinnlade und mehrere Zähne hinweggenommen wurden, welche letzteren ihm zum Theil da, wo er sank, aus dem Munde fielen.

Die gemachte Prise hatte den Namen Nuestra Sennora de la Incarnacion (die Madonna von der Menschwerdung) und hatte einen tapfern Franzosen, Namens Jean

Pichberty *) zum Capitän. Die Gefangenen sagten aus, daß die Ladung bei der Abreise aus Indien zwei Millionen Dollars betragen habe. Es waren hundert dreiundneunzig Menschen und zwanzig Kanonen an Bord.

Am Weihnachtsfesttage segelten nun die Ducheß und der Marquis ab, um dem großen Manilla-Schiffe aufzulauern. An demselben Tage wurden zwei Schildwachen auf den Gipfel eines Berges gestellt, wo sie eine weite Aussicht ins Meer hatten. Man gab diesen den Befehl, so bald sie im hohen Meere ein Schiff erblickten, dreimal die ihnen mitgegebenen Fahnen zu schwenken. Am 26. Nachmittags sah man sie wirklich dieses erfreuliche Zeichen geben. Man that nun sogleich die sämmtlichen Gefangenen 170 an der Zahl, an Bord einer Barke, die ohne Waffen, ohne Steuerruder, ohne Segel und ohne Boot war, und gab für dieselben eine Bedeckung von zweiundzwanzig Mann mit. Rogers litt zwar noch sehr an seiner Wunde, ging aber doch Abends um 7 Uhr unter Segel, und machte die

*) Wahrscheinlich verstümmelter Name.

Jagd auf das feindliche Schiff die ganze Nacht und den folgenden Tag ununterbrochen. Er hatte für sein Schiff zu wenig Wind, und die andern kamen eher mit dem Feinde ins Gefecht. Als er sie einholte, war der Marquis durch wiederholtes Gefecht mit dem Feind so geschwächt, daß er den Kampf nicht fortsetzen konnte. Unverzüglich griff nun Rogers an, der Kampf erneuerte sich mehrere Male, aber nun ereignete sich ein Unglück, ein Kartuschen-Kasten fing Feuer, und die Feuersbrunst griff mit solcher Heftigkeit um sich, daß alle drei Schiffe sehr beschädigt wurden. Man beschloß nun von der Verfolgung des Feinds, den man äußerst zahlreich, und dessen Schiff man sehr stark fand, ganz abzustehen. Dieser Kampf war für die Engländer blutig, sie verloren mehrere ihrer Leute, und Rogers ward abermals verwundet, indem eine Kugel ihm den linken Fuß sehr gefährlich verletzte.

Die bei diesem zweiten Unternehmen in ihren Erwartungen sehr getäuschte Gesellschaft kehrte nun in den Hafen von Puerto Seguro zurück, und wandte einige Tage zur Wiederherstellung und Verproviantirung der Schiffe an. Die Mannschaft war schon seit einiger Zeit auf viel

kleinere Brod-Rationen gesetzt worden, das gecaperte Schiff aber hatte eine solche Menge von Zwieback an Bord, daß man nun auf der ganzen langwierigen Reise durch den Australocean oder die Südsee damit auszureichen hoffen konnte. Am 1. Januar ließ man den Capitän Pichberty nebst den bis jetzt noch behaltenen Geiseln und anderen Gefangenen aus dem Hafen von Puerto Seguro in der Barke absegeln. Pichberty und seine Officiere und Geistlichen drückten den Engländern große Dankbarkeit für die Höflichkeit aus, mit der man ihnen begegnet war, da man ihnen, als man sie entließ, alle ihre Bücher, Kleider und Instrumente wieder erstattete.

Einige Tage nachher ward wieder Convent gehalten, und in diesem durch Stimmenmehrheit Dover zum Befehlshaber der mit Mundvorräthen und Wasser sehr gut versorgten Prise gewählt, und diese nun die Batchelor Frigate genannt. Rogers aber erklärte sich sogleich und vor Allen gegen die Wahl Dovers und sagte, daß er von dieses Mannes großer Geschicklichkeit als Marine-Officier, zumal bei einer Anstellung, die ihn zum Befehlshaber eines bedeutenden

Schiffes mache, noch gar nicht überzeugt sei, vielmehr die Dienste desselben nicht höher anschlage, als die eines Menschen, der bloß guten Willen, aber nicht Kraft habe. Diese Protestation gegen Dover ward von den vornehmsten Officieren unterschrieben. Indeß, um bitterem Grolle vorzubauen, ward ein zweiter Convent gehalten, und in diesem beschlossen, daß Dover auf der Prise wirklich Befehlshaber seyn, jedoch über die Schiffsmanövers, über Angriffe auf den Feind, und über andere, das Schiff unmittelbar angehende Angelegenheiten gar nichts zu sagen haben solle. Zu Besorgung dieser Gegenstände wurden die sehr geschickten Officiere Fry und Stratton angestellt, und Dover sollte nur darauf sich beschränken, über Alles sorgfältig zu wachen, was das Interesse der Eigenthümer betreffe, damit diese nicht bevortheilt würden.

Da man jetzt in diesen Meeren gar keine Aussichten mehr auf wichtige Prisen hatte, so ward beschlossen, mit der ersten günstigen Gelegenheit nach Ostindien zu segeln. Im Falle eines Getrenntwerdens der Schiffe von einander sollte das Stelldichein die Ladroneninsel Guaham seyn.

Am 10. Januar verließen sie Porto Seguro, doch erst am 12. verloren sie das Land aus den Augen.

Am 10. März endlich erreichten sie die Inseln Sarpana und Guaham, *) und legten sich in der Nähe der letzteren vor Anker. Die Eingebornen dieser Inseln fuhren unaufhörlich in ihren Proen bei ihnen vorbei, aber immer mit erstaunlicher Schnelligkeit, und mit solchem Mißtrauen, daß alle Mittel, die man anwandte, sie an Bord zu locken und mit ihnen in einen Verkehr zu kommen, fruchtlos waren. Da man endlich, wenn man nicht schnell Proviant herbeischaffte, in Gefahr kam, des Hungertodes zu sterben, indem selbst bei der äußersten Verminderung der Rationen nicht auf vierzehn Tage mehr hinreichend Brod und Mehl vorhanden war, so beschloß man, wo möglich einige der Bewohner der Insel zu fangen und als Geiseln an Bord zu behalten, damit sie genöthigt wären, an den Gouverneur der Insel zu schicken. Zwei Spanische

*) Beide Inseln liegen ganz nahe bei einander, so daß die Schiffe nicht einmal eine Durchfahrt zwischen ihnen haben.

Bewohner der Insel wagten sich an Bord des Schiffes, weil sie es für ein von Neuspanien kommendes hielten. Von diesen behielt man nun einen zurück, und den andern schickte man mit zwei Parlementärs und einem Briefe an den Gouverneur, den man höflich ersuchte, das Handeltreiben mit den Insulanern zu gestatten, weil man weiter nichts als Erfrischungen und Mundvorräthe einnehmen, und nicht nur diese sogleich bezahlen, sondern überhaupt sich ganz friedlich verhalten wolle. Auf den Fall der Verweigerung dieses billigen Verlangens aber drohte man, die Antwort sofort mit Feindseligkeiten zu geben, wozu man jedoch gezwungen zu werden keinesweges wünsche.

Am 11. früh schickte der Duke seine Pinasse mit einer Friedensflagge ans Land. Die Insulaner empfingen sie mit der größten Freundschaftlichkeit, und versprachen, alles Mögliche, was sie auftreiben könnten, herbeizuschaffen, sobald der Gouverneur die Erlaubniß gebe. Gegen Mittag kamen die Abgeschickten wieder und brachten einen Brief vom Gouverneur, der ganz in demselben freundschaftlichen Tone war, und die Engländer mit Allem, was die Insel erzeuge, zu ver-

sorgen versprach, und den man sogleich in den verbindlichsten Ausdrücken beantwortete. Am 13. schickte der Gouverneur für jedes Schiff einen Stier und eine große Quantität Limonien, Orangen, Cocusnüsse und andere Früchte. An Bord des Batchelor bereitete man für einige Spanische Herren, welche diese Lieferung escortirt hatten, ein Mahl, welchem die Officiere sämmtlicher Schiffe beiwohnten, selbst Rogers nicht ausgenommen, obgleich dieser wegen seiner Wunden jetzt so elend war, daß er auf einem Stuhle sitzend hin und her getragen werden mußte. Am 16. Vormittags machten einige Officiere dem Gouverneur selbst ihre Aufwartung am Lande, und speisten bei ihm. Als sie landeten, wurden sie von zweihundert Mann, die in Parade aufgestellt waren, sehr pomphaft empfangen, und die Geistlichkeit und andere vornehme Personen der Insel waren da, um sie zum Hause des Gouverneurs zu begleiten. Dieß war ein im Verhältniß zur Uncultur der Insel sehr prachtvolles Gebäude. Er empfing sie mit den schmeichelhaftesten Höflichkeits- und Achtungsbezeigungen, tractirte sie königlich mit mehr als sechzig Gerichten, und ließ sie bei ihrer Rückkehr zum Boote mit dem

Abfeuern einer großen Anzahl Musketen salutiren. Zur Erwiderung dieser außerordentlichen Höflichkeit beschenkte man den Gouverneur mit zwanzig Yards scharlachrothen Seidenzeugs, sechs Stücken Cambrik, und zwei in schöne Livreen gekleideten Negerknaben.

Von der Insel Guaham giebt Rogers folgende Beschreibung: „Sie hat etwa vierzig Leagues im Umfange. Der Ankerplatz ist auf der Westseite und in der Mitte ist eine große Bucht mit einigen Häusern an der Küste, die nach Spanischer Art gebaut sind und Bequemlichkeiten für die Mannschaft und die Passagiere des nach Manilla gehenden großen Acapulco-Schiffes darbieten, welches gewöhnlich hier verweilt, um Wasser- und Mundvorräthe einzunehmen. Die hier befindliche Spanische Colonie ist überhaupt bloß dieses Schiffes wegen entstanden. Die Anzahl der auf ihr und den übrigen Ladronen-Inseln wohnenden Spanier ist nur etwa dreihundert, aber die meisten Eingebornen sind von ihnen zu Römisch-Catholischen Christen gemacht. Es befanden sich, als wir dort waren, acht catholische Geistliche da, von denen sechs außer ihren Amtsverrichtungen als solche sich auch noch

durch Schulhalten verdient machten. Auch hatten sie schon Mulatten und Eingeborne so weit gebracht, daß diese als Schulmeister angestellt werden konnten, und die meisten Eingebornen verstanden und sprachen schon das Spanische. Die Insel hat eine Menge Berge und Thäler und Flüsse mit sehr gutem Wasser. Ihre Erzeugnisse sind Orangen, Limonien, Citronen, Muscateller-Melonen, Wassermelonen (welche erst von den Spaniern auf sie gebracht worden), Brodfrucht, Cocusnüsse, und andere einem solchen Boden und Clima angemessene Früchte. Unter den erst von den Spaniern auf sie verpflanzten zeichnen sich besonders die Orangen durch ihr Gedeihen aus. Die Eingebornen sind musculöse Menschen von langer Statur, und gehen fast nackt, indem die Männer bloß eine Art von Schürze und die Weiber einen kurzen Unterrock tragen. Eine ihrer Hauptwaffen ist die Schleuder, und sie brennen Thon zu ovalen Steinen, welche die Härte des Marmors haben, und welche von ihnen, wie die Spanier uns versicherten, mit solcher Gewandtheit und Stärke abgeschleudert werden, daß sie selten ihren Mann damit verfehlen, und selbst aus beträchtlicher

Ferne ihn gleich tödtlich verwunden. Außer dieser Waffe haben sie fast keine andere als einen aus dem härtesten Holze der Insel verfertigten Wurfspieß''.

Rogers erhielt vom Gouverneur eine der leichten Piroggen (Proen) dieser Insulaner zum Geschenk, und der Gouverneur versicherte, daß ein solches Fahrzeug in einer Stunde einen Weg von zwanzig Leagues zurücklege. Mit seinen eigenen Augen sah Rogers wenigstens, daß es in einer Stunde zwanzig oder noch mehr Englische Meilen zurücklege, denn wenn die Eingebornen in diesen ihren Fahrzeugen neugierig herzukamen, um die Schiffe zu beschauen, so sausten sie vor diesen alle Mal mit der Schnelligkeit eines Vogels vorüber.

Als die Engländer sich wieder hinreichend mit Holz und Wasser, mit Rindvieh, Schweinen, Hühnern, Indianischem Korn, Yams, Reiß, Cocusnüssen u. s. w. verproviantirt hatten verließen sie Guaham am 21. März. Am 14. April, als sie unterm 23. Grade nördlicher Breite waren, kamen sie in eine so gefährliche Nähe von drei Wasserhosen, daß durch eine derselben

der Marquis beinah unglücklich geworden wäre. Durch zwei Kanonenschüsse von der Ducheß gelang es jedoch, sie zu zerstreuen. Bald darauf kam ein heftiger Sturm, welcher vier bis fünf Tage anhielt, und durch den der Marquis und der Batchelor sehr beschädigt wurden. Diese beiden Schiffe waren weit schlechtere Segler als der Duke, und erschwerten dadurch die Reise ungemein. Auf dem Duke aber hatte die Mannschaft jetzt eine andere große Plage und mußte wegen eines beträchtlichen, in ihm befindlichen Lecks, dessen Verstopfung jetzt nicht möglich war, unaufhörlich an den Pumpen arbeiten. Nachdem sie einige Tage an den Küsten des Hochlandes von Neu-Guinea hingesegelt waren, erreichten sie am 25. Mai die Insel Bouton. *) Der Duke und die Ducheß schickten hier sogleich ihre Böte an die Küsten, und diese kehrten bald darauf mit großen Quantitäten von Cocusnüssen zurück, und versicherten, daß die Eingebornen, sämmtlich Malaien, sich als sehr gutmüthige und

*) Vier Meilen von der Südostspitze der Insel Celebes oder Macassar.

gastfreundliche Menschen zeigten. Vergebens aber suchten die Schiffe einen schicklichen Ankerplatz, obgleich der Duke mit einer Lothleine von achtzig Faden sondirte und mit seinem Bugspriet bis beinah an die Küste rannte. Inzwischen kamen die Eingebornen zahlreich in Piroggen herbei und brachten Hühner, Indianisches Korn, Cocusnüsse, u. dergl., über welches Alles die Matrosen sich mit ihnen in Handel einließen. Rogers schickte einige Officiere in der Jolle und Pinasse ans Land, und diese wurden vom König (Häuptling) der Insel und seinem Adel mit großer Gastfreundlichkeit empfangen und man versprach ihnen, sie mit allen Lebensmitteln, welche das Land darbiete, zu versorgen. Dieser König und sein Hofstaat gingen eben so wie ihre Unterthanen fast ganz nackt, und ihre Kleidung bestand bloß aus einer unbedeutenden Verhüllung des Unterleibes.

Nachdem man drei bis vier Tage immer vergeblich gelothet hatte, fand sich endlich doch bei dreißig bis vierzig Faden Tiefe für den Duke und die Ducheß ein Ankerplatz. In dieser Zeit kam das ans Land geschickte Boot des Duke zurück in Begleitung einer Pirogge mit Malaien, welche

Geschenke überbrachten und ganz argwohnlos an Bord kamen. Man konnte aber mit ihnen nicht viel anfangen, da kein Mensch an Bord war, der das Malaiische verstand. Capitän Dover hatte einen Dolmetscher, weigerte sich aber seltsamer Weise — wie Rogers versichert — ihn auf einige Zeit zu den Unterhandlungen mit diesen Malaien herzugeben, obgleich eine so dringende Nothwendigkeit da war. Auch weigerten sich ihrer Seits die Malaien, an Bord des Batchelor zu gehen, weil sie in Klippen zu gerathen befürchteten. Als sie den Duke verließen, gaben sie durch Pantomimen zu verstehen, daß ein Land nordwärts liege; sie nannten es Bootoo. Da Dampier schon früher durch die Enge bei Bouton gesegelt war, so suchte man jetzt Aufklärung über die Insel bei diesem; allein es schien auch in seinem Gedächtnisse nicht viel mehr darüber aufbewahrt. Am 29. Mai endlich gab doch der mürrische Dover seinen Dolmetscher her, und nun schickte man diesen nebst Dampier, Vanbourgh und Connelly zum Häuptlinge hinüber und bat sich eine Quantität Mundvorräthe aus, die man sogleich zu bezahlen versprach. Auch sie wurden vom Häupt-

ling sehr gütig empfangen, und da sie ihm Proben von allen den Waaren zeigten, die sie an ihn zu verhandeln hätten, bezeigte er ein sehr gnädiges Wohlgefallen daran. Man schickte ihm als Geschenk eine Bischofsmütze, und diese machte ihm hohe Freude. Der Andrang von Eingebornen an Bord des Schiffes ward jetzt sehr groß, und sie brachten Hühner, Indianisches Korn, Cocusnüsse u. dergl. in großer Menge, allein die Preise, die sie machten, waren zu hoch.

Am 1. Juni kam Dampier zurück, erstattete einen sehr wunderbarlichen Bericht über die Aufnahme, die man drüben gefunden, und brachte eine geringe Quantität Lebensmittel als Geschenk für die Capitäne. Vanburgh und Connelly kamen noch nicht mit, sondern waren geblieben, um noch vortheilhaftern Handel abzuschließen. Am nächsten Tage kamen einige Eingeborene mit einem Portugiesischen Dolmetscher, unter dem Vorwande, die Waaren zu beschauen und dem Könige Proben davon mitzubringen. Allein Rogers und die übrigen Officiere wurden nun mißtrauisch, und fürchteten, daß man hier doch mit höchst eigennützigem und betrügerischem Volke zu thun habe. Sie schickten daher sogleich die

Pinasse der Duchess ans Land, damit diese die noch drüben Gebliebenen so schnell wie nur möglich mit den Vorräthen, die sie etwa noch erbettelt hätten, von der Insel wegbringe. Zum Glück machte man mit den Eingebornen noch einen sehr guten Handel am 4., durch den man in Besitz einer Menge von Victualien kam, und nun wollte man mit längerem Bemühen, diesem Volke etwas abzugewinnen, nicht gern viel Zeit mehr verschwenden, sondern gerades Wegs nach Batavia segeln.

Am 5. kam wieder einzeln Connelly zurück, und der Bericht desselben bestätigte Rogers Argwohn. Er sagte, der Häuptling wolle sie zwingen, ihm eine Quantität Lebensmittel zu einem ganz enorm hohen Preise abzukaufen, und habe die Absicht, Vanburghen so lange, als Geisel gleichsam, zurückzuhalten, bis er bezahlt sei. An demselben Tage noch kamen einige Vornehme von der Insel an Bord und brachten vier Lasten Reiß, und eine Tonne Arrak, welche Artikel man ihnen sogleich abhandelte. Als diese wieder fort waren, kam der Portugiesische Dolmetscher mit einigem ihm eigenthümlich zustehenden Proviant, und wollte handeln. Da er aber über die auf der Insel gebliebenen Engländer keine Aus-

kunft gab, so merkte man Unrath, und kam darin überein, daß dieser Mensch als ein Verdächtiger so lange an Bord behalten werden müsse, bis das Boot zurück sei. Gerade an Ihm glaubte man eine sehr wichtige Person in Verwahrung zu haben, da er dem Könige der Insel in allen Handelsangelegenheiten vom größten Nutzen, ja fast unentbehrlich war. Dem Portugiesen war dabei nicht wohl zu Muthe, er paßte die Gelegenheit ab, sprang in seine Proe, und ruderte, so schnell als er nur konnte, davon, ward aber von der Jolle eingeholt. Alle seine Leute sprangen jetzt ins Meer und wollten durch Schwimmen entkommen, wurden aber von der Pinasse der Ducheß eingeholt. Der Dolmetscher ward abermals an Bord gebracht, und da man ihm nun rein heraussagte, daß er als Gefangener zurückbleiben müsse, so schickte er seine Pirogge ab und ließ den König bitten, daß er sogleich die drüben behaltenen Engländer entlasse.

Am 7. endlich kam nun Vanbourgh mit den Matrosen, die ihn hinübergebracht hatten, zurück, und versicherte, daß er mit dem Könige recht freundschaftlich auseinander gekommen sei,

nur habe er ihn schlechterdings nicht bewegen können, von den Insulanern Einen als Lootsen mitzugeben, der sie aus der Meerenge hinausbrächte. Den Dolmetscher entließ man bei Vanburghs Ankunft gleich.

„Die Insel Bouton, sagt Rogers Reisebericht, ist beinah dreißig Leagues lang, und liegt unter 5° 20′ südlicher Breite. Die Einwohner sagen, alle benachbarte Inseln seien ihrem Könige unterworfen, und er könne funfzig Tausend Mann auf die Beine bringen. Es sind gutgewachsene Leute, von Mittelgröße, nicht sehr markirten Gesichtszügen und einer dunkeloliven-gelben Farbe. Ihre Sprache ist die Malaiische, und sie bekennen sich zur Mohamedanischen Religion, scheinen aber vom Wesen derselben nicht viel mehr zu verstehen, als daß man sich fleißig baden und kein Schweinefleisch essen müsse, aber eine Menge Weiber halten könne. Das einzige Gewürz, welches die Insel erzeugt, ist der Muscatnußbaum. Vor der Holländischen Macht fürchten sich die Insulaner nicht, weil schon ihre Armuth vor Angriffen der Holländer sie sicher stellt.“

Am 8. Juni lichtete man die Anker und segelte von der Insel Bouton ab. Am folgenden Tage begegnete man einem Schiffe, welches nach Macassar, einer Holländischen Colonie an der Südküste von Celebes, ging. Der Capitän war ein Malaie, und versprach, sie für eine unbedeutende Erkenntlichkeit als Lootse nicht bloß durch die Meerenge, sondern selbst bis Batavia zu bringen, wenn man darüber nicht an ihm zum Verräther gegen die Holländer werden wolle. Rogers versprach ihm dieß aufs Heiligste, und war froh, ein so brauchbares Subject gefunden zu haben, da man nun im Stande war, sehr gefährliche Untiefen zu vermeiden, welche damals in jenem Seestriche nur den Holländern und den mit ihnen handelnden Malaien recht gut bekannt waren. Am 17. begegneten sie einem Holländischen Schiffe von 600 Tonnen Last und funfzig Kanonen, mit denen sie ins Gespräch kamen und erfuhren, daß der Großadmiral von England, der Prinz Georg von Dänemark, todt sei, und von den Mächten Europens noch Krieg geführt werde. Am 20. kamen sie auf die Rhede von Batavia, und auf einen guten Ankerplatz, wo bereits gegen dreißig Schiffe lagen. Zwei Tage

später machten die Capitäne dem Gouverneur ihre Aufwartung. Dieser fragte sie über ihr Geschäft in diesen Meeren aus, billigte ihre Freibeuter-Unternehmungen, und versprach ihnen dabei allen möglichen Beistand, zeigte aber bald darauf, daß das Worthalten ihm eben nicht außerordentlich sehr am Herzen lag, denn es währte eine sehr lange Zeit, ehe sie nur die Erlaubniß erhalten konnten, ihre Schiffe zu calfatern. Endlich am 23. Juli legten sie sich an der Insel Hoorn *) vor Anker. Sie waren genöthigt, — so versichert wenigstens Rogers, aber den Reiseberichten der Engländer jener Zeit ist in dem, was sie über rivalisirende Völker sagen, nie recht zu trauen, — sie waren genöthigt, die Mundvorräthe, deren sie bedurften, zu den enormsten Preisen zu kaufen, und obgleich eine Audienz beim Gouverneur mehrmals ganz unnöthig war, so mußten sie doch sich um dieselbe bewerben und konnten sie nur durch bestechende Geschenke erlangen, die sie seinen Gardisten und

---

*) Einer der Inseln, welche im Eingange des Hafens von Batavia liegen.

seinem Secretär machten. Selbst dieses Bestechen war oft ganz fruchtlos. „Daran ist man schon, sagt Rogers, in fast allen Holländischen Colonien gewöhnt. Die Machthaber in denselben behandeln die Capitäne Englischer Schiffe wie Feinde, während sie denselben mit der größten Höflichkeit und anscheinenden Freundschaftlichkeit begegnen.“

Da die Insel Hoorn zum Calfatern der Schiffe ein sehr ungünstiges Locale hatte, so suchten die Capitäne beim Gouverneur um die Erlaubniß nach, sich damit auf der Insel Unherst beschäftigen zu dürfen. Allein diese Vergünstigung konnten sie um keinen Preis erlangen, und selbst den Beistand Holländischer Schiffszimmerleute erhielten sie nicht, sie mochten bieten, was sie wollten, daher sie zu acht bis zehn Malaiischen ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt waren. Die Holländische Regierung schien in ihrem Unterdrückungssysteme äußerst consequent zu seyn, und ging so weit, daß sie sogar den Ankauf des Marquis, welchen zu verkaufen, die sämmtlichen Capitäne übereingekommen waren, allen Holländern der Insel durchaus verbot, so daß man genöthigt war, ihn dem ersten

besten Engländer, der ein spöttliches Gebot darauf that, zu überlassen. Dieß war ein gewisser Capitän Opey, von der Fregatte Oley von London, der das Schiff für den sehr niedrigen Preis von 575 Holländischen Thalern kaufte.

Rogers ließ sich während dieses Aufenthalts in Batavia vollends von seinen Wunden heilen, womit es aber sehr langsam von statten ging. Eine ihm im Backen steckende Flintenkugel hatte der Wundarzt bisher für ein bloßes hinaufgeschobenes Stück der zerschmetterten Kinnlade gehalten, und jetzt erst ward der Irrthum erkannt, und machte das Ausschneiden der Kugel nöthig. Am Fuß mußte er ebenfalls eine schmerzhafte Operation ausstehen. Von der Mannschaft starben hier einige, da das Wasser der Insel sehr ungesund ist, obgleich sie dasselbe nie anders als mit Zucker und Arak vermischt, (wodurch seine bösen Eigenschaften sehr vermindert werden) getrunken hatten. Endlich am 12. October, nachdem sie sich wieder vollkommen verproviantirt und ihre Schiffe hergestellt hatten, verließen sie Batavia

und steuerten dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu.

Am 17. nahmen sie Holz und Wasser am Java-Vorgebirge auf der Prinzeninsel*) ein, und setzten dann ihre Reise fort, bis sie endlich am 28. December im Hafen der Capstadt vor Anker kamen. Sie salutirten hier das Holländische Fort mit neun Kanonenschüssen, und dieß Compliment ward mit sieben erwidert. In der Capstadt erwarteten sie nun den Abgang der Holländischen Flotte nach Europa, welcher erst zu Anfange Aprils erfolgte. Obgleich Rogers sich diesem langen Aufschub der Weiterreise sehr widersetzte, so mußte er doch der Mehrheit der darüber abstimmenden Officiere nachgeben. Am 5. April endlich steckte der Holländische Admiral die blaue Flagge auf und spannte sein Fock-Topsegel aus, als ein Signal, daß man die Anker lichten solle, und am folgenden Tage segelte die ganze Flotte, bestehend aus sechzehn Holländischen und neun Englischen Schiffen, mit sehr

*) In der Sunda-Straße.

günstigem Südsüdostwinde ab. Rogers rühmt, daß auf der ganzen Reise vom Cap bis Holland auf der Flotte die musterhafteste Mannszucht gehalten, und dem Admiral, ob er gleich nur Commandeur eines auf Rechnung der Holländisch-Ostindischen Compagnie nach Ostindien gegangenen Kauffahrteischiffes gewesen, von allen Personen ohne Ausnahme die größte Achtung bezeigt worden sei. Er schildert diesen Admiral als einen Seemann von großer Geschicklichkeit und von liebenswürdigen Eigenschaften als Mensch, der auch besonders die Englische Nation sehr geachtet und die Capitäne häufig an Bord seines Admiralschiffes tractirt habe.

Am 23. Juli kamen sie im Texel an, wo die Flotte nun das theure Vaterland mit Abfeurung aller ihrer Kanonen salutirten, und Rogers dem Admiral das Compliment mit einigen Rundläufen seines Geschützes machte. Am 24. Nachmittags begab sich Rogers nach Amsterdam, um seine Schiffe zu verproviantiren und andere wichtige Geschäfte zu besorgen. Am 22. September segelten die Engländer wieder aus dem Texel ab, und am 2. October legten sie sich

auf den Downs oder Dünen vor Anker, wo alsbald einige ihrer Rheder an Bord kamen, um ihnen wegen ihrer glücklichen Heimkehr ihre Mitfreude zu bezeigen.

John Clipperton.

In den Jahren 1719 bis 1722.

Zu Anfange des Jahres 1718 verbanden einige Englische Kaufleute, welchen es unzweifelhaft schien, daß in sehr kurzer Zeit ein Krieg zwischen Spanien und England ausbrechen werde, sich zu Ausrüstung von zwei Schiffen, die sie als Caper in die Südsee schicken wollten. Sie hegten die Hoffnung, damit ein ähnliches Glück zu machen, wie Capitän Rogers mit dem Duke und der Duscheß gemacht hatte. Sie gaben ihren beiden Schiffen die Namen: der Succeß und der Speedwell. Auf dem erstern erhielt das Commando Capitän Clipperton, welcher schon mit Dampier gereist war, auf dem zweiten aber Capitän Shelvock, ein Lieutenant der königlichen Marine. Diesem war als Second-Capitän Simon Hatley beigegeben, jener obenerwähnte, welchen Woodes Rogers, als er sich zwischen den Gallopagos-Inseln herumtrieb,

verloren hatte, und welcher sodann eine ziemlich lange Zeit in Spanischer Gefangenschaft gewesen war.

Die Instructionen, die man den Capitänen gab, waren, sich unverzüglich nach Plymouth zu begeben, und von da, sobald sie günstigen Wind bekommen würden, nach dem Cap Horn zu steuern, oder, je nachdem die Umstände daß Eine oder das Andere mehr anriethen, durch die Magellanische Meerenge zu segeln. Hierauf sollten sie in die Südsee gehen, an den Küsten von Chile, Peru und Mexico kreuzen, und wo möglich das große Schiff von Acapulco capern. Vor allen Dingen sollten sie das Getrenntwerden zu vermeiden suchen. Wichtige Dinge sollten sie nie unternehmen, ohne vorher in einem Convente aller Officiere darüber alle Stimmen gesammelt zu haben, wo jedes Mal die Frage, über welche zu debattiren sei, genau bestimmt und niedergeschrieben und eben so die gefaßten Entschlüsse in ganz klaren und bündigen Worten und mit Angabe der Gründe, aus welchen man sie gefaßt habe, zu Protocoll gebracht werden, und alle Officiere unter dieses Protocoll ihre eigenhändige Namensunterschrift bringen sollten.

Deßgleichen sollte nach jedem vorgefallenen Gefecht und jeder gemachten Prise von einiger Bedeutung so bald als möglich ein ähnlicher Convent gehalten und in demselben erörtert werden, wie Viel oder Wenig jeder Officier dabei geleistet habe, damit sein Verdienst oder Nichtverdienst gleich gehörig gewürdigt, diese Würdigung niedergeschrieben und von allen Anwesenden durch ihre Namensunterschrift bestätigt werden könnte.

Am 13. Februar 1719 hatten sie endlich günstigen Wind, und konnten den Hafen von Plymouth verlassen. Allein die sämmtlichen Wein- und Brantwein-Tonnen, und überhaupt alle geistige Getränke, die sie mitnahmen, befanden sich noch an Bord des Speedwell, und die Vertheilung derselben auf beide Schiffe war noch nicht geschehen. Wir werden gleich sehen, daß diese Nachlässigkeit von heillosen Folgen war. Am 15. kamen Böen mit Regenwetter, und am Abende mußte der Succeß die Anker am Bord stauen, und fand sich oft in der Nothwendigkeit, sich zum Langsamsegeln zu zwingen, weil der Speedwell nicht schnell segeln konnte. Shelvock kam an diesem Tage auf die Leeseite des Succeß, und beklagte sich gegen Clipperton

über die Rankheit *) seines Schiffes, wovon die einzige Ursache die war, daß es zu viel geladen hatte. Er bat ihn, seinen Wein und Brantwein schleunigst auf den Succeß zu nehmen, wodurch er auch den Vortheil erlange, einige seiner Kanonen in den Schiffsraum thun zu können. Allein es geschah doch nicht. Schon hieraus ist klar, daß Clipperton, wenn er auch ein nachlässiger Mensch war, und hier durch seine Gleichgültigkeit Unheil veranlaßte, doch von Shelvocks bald darauf erfolgender unwillkührlicher Trennung unmöglich eine Ahnung haben konnte, und daß es ihm selbst gar nicht einfiel, den Speedwell zu verlassen.

Am 19. Abends zwischen 9 und 10 Uhr bekam man plötzlich wieder starken Wind, welcher beide Schiffe nöthigte, ihre Topsegel zu streichen. Da er dann noch heftiger ward, so gab der

*) Ein rankes Schiff nennt man ein solches, welches sich bei einem Seitenwinde sehr leicht auf die Seite neigte, und dadurch in Gefahr ist zu kentern. Die Ursache davon kann entweder die zu schmale Bauart oder auch Mangel an Ballast und unverhältnißmäßige Ladung seyn.

Succeß dem Speedwell ein Signal, daß er alle Segel streichen solle. Shelvock gehorchte sehr gern, und um 11 Uhr standen beide Schiffe unter den bloßen nackten Masten, und die ganze Nacht hindurch wagten sie es nicht, von einem einzigen Segel Gebrauch zu machen. Gegen 2 Uhr des folgenden Nachmittags legte sich der Sturm, und nun ging Clipperton unter Segel und steuerte südöstlich. Shelvock hingegen gerieth in ganz entgegengesetzte Richtung, nämlich nordwestlich, so daß sie von diesem Augenblicke an einander gänzlich entfernt wurden, und es später ein bloßes Ohngefähr zu nennen war, wenn sie dennoch einander in der Südsee wieder trafen. Hier fängt demnach die Geschichte von Clippertons Reise um die Welt an, die er mit dem Succeß machte.

Da die Canarischen Inseln das erste Stelldichein waren, welches sie sich auf den Fall einer Trennung gegeben hatten, so segelte Clipperton nun gleich nach diesen, und hatte eine so schnelle Fahrt, daß er sie schon am 5. März erreichte. Er verweilte, seiner Instruction gemäß, zehn Tage bei ihnen, und kreuzte an den Küsten, in der Hoffnung, seines Begleitschiffes

ansichtig zu werden. Da diese Hoffnung ihn täuschte, so segelte er am 15. von Gomera ab, und begab sich nach dem zweiten Rendezvous, nämlich den Capverdischen Inseln.

Am Abende des 21. erblickte er St. Vincent, und am andern Morgen legte er sich in der Bai dieser Insel vor Anker. Auch hier verweilte er zehn Tage, und die Täuschung seiner Erwartungen war dieselbe. Die Mannschaft ward durch diese unglückliche Trennung so mißmüthig, daß Clipperton viele Mühe hatte, sie zur Fortsetzung der Reise zu bewegen.

Am 29. Mai waren sie unter 52° 15′ südlicher Breite beim Cap Jungfrau Maria, der Nordspitze des Einganges in die Magellanische Meerenge. Am folgenden Tage segelten sie in der Meerenge selbst bis zur Königin Elisabeths-Insel, und schickten hier die Pinasse ans Land, um aus einem Flusse, welcher in dieser Jahreszeit zugefroren war, Trinkwasser zu holen. Am 22. legten sie sich in einer schönen Bai vor Anker, welcher sie wegen ihrer erstaunlichen Tiefe den Namen No Bottom Bay (Grundlose Bai) gaben. Sie fanden dieselbe

von sehr hohen Bäumen eingefaßt, die mit ungeheurem Schnee bedeckt waren.

Am 29. Mai kam ein Canot ans Schiff, in welchem sich Eingeborne befanden, zwei Männer, ein Weib und ein Knabe. Sie waren von mittler Statur und dunkelfarbig, die Gesichter rund, die Stirn flach, das Haar schwarz, schlicht und kurz. Sie hatten keine andere Bekleidung als ein Thierfell um den Unterleib. Um Arme und Füße hatten sie sich an den Knöcheln einen sehr schönen hellblauen Ring gemalt. Die Männer schienen sehr eifersüchtig, und erlaubten dem Weibe durchaus nicht, an Bord zu gehen. Sie brachten wilde Gänse und Enten zum Tauschhandel, und man kaufte ihnen dieselben für Messer ab. In der Mitte ihres Canots war ein Feuer angezündet, das Canot selbst bestand aus bloßen zusammengenähten Baumrinden. Auch waren sie mit Bogen und Pfeilen und Fischergeräth versehen.

Am 20. Juli wurden mit der Pinasse *) Einige zu Aufsuchung einer Straße abgeschickt, welche

*) Ein kleines, vorzüglich im Mittelländischen Meere sehr gebräuchliches Fahrzeug, das nur einen, höchstens zwei Masten hat.

damals vor sechs Jahren, nämlich im Mai 1713 von einer Französischen Tartane entdeckt worden seyn sollte, und von welcher es hieß, daß sie in die Südsee führe. Da die Fahrt durch die Magellanische Meerenge mit sehr großen Beschwerlichkeiten verknüpft ist, so war die Auffindung jener Straße allerdings wünschenswerth. Die Abgeschickten kehrten am 29. mit der Nachricht zurück, daß sie dieselbe gefunden, aber sie sei so eng, daß man ohne Tollkühnheit eine Durchfahrt durch dieselbe nicht wagen könne. Am 1. August gingen vier Officiere im Boote dahin, um sie noch einmal zu untersuchen. Diese gingen dabei sehr sorgfältig zu Werke, konnten sich aber nicht einmal überzeugen, daß die Straße wirklich mit der Südsee zusammenhänge, und sahen ein, daß, wenn dieß auch wirklich der Fall seyn sollte, doch die Straße für den Durchgang ihres Schiffes viel zu eng sei. Man beschloß daher, die Reise durch die große Meerenge fortzusetzen. Nach Besiegung großer Schwierigkeiten und Gefahren gelang dieß auch endlich. An Lebensmitteln war bereits großer Mangel eingetreten.

Am 18 August erreichten sie die Südsee, aber fast an Allem Mangel leidend, so daß sie jetzt

nicht daran denken konnten, etwas Wichtiges zu unternehmen. Ueberdieß war Clipperton entschlossen, seinen Instructionen gemäß, vor allen Dingen nach Juan Fernandez zu segeln, welches zum dritten Stelldichein auf den Fall der Trennung bestimmt worden war. Hier legten sie sich am 7. September vor Anker, und sogleich wurden Einige ans Land geschickt, um genau darnach zu forschen, ob sich nirgend eine Spur entdecken lasse, daß der Speedwell da gewesen sei. Allein sie fanden dergleichen nicht. Clipperton ließ daher nun in einem sehr ausgezeichneten Baumstamm, der auf dem gewöhnlichen Landungsplatze ganz besonders in die Augen fiel, mit großen Buchstaben und so, daß es keinem Menschen, der sich dort herumtrieb, entgehen konnte, folgende Inschrift einhauen: „Captain John Clipperton, W. Magee, 1719." Dieser William Magee war ein Wundarzt an Bord des Success, den der Capitän Shelvock und alle seine Leute recht sehr gut kannten.

Sie fingen hier eine große Menge Ziegen, die ihnen nicht allein bei ihrem jetzigen Mangelleiden sehr willkommen waren, sondern deren Fleisch sie auch einsalzten, und sich dadurch einen schätzbaren

Vorrath verschafften. Sie fanden nämlich an der Küste eine sehr beträchtliche Quantität Salz, welche von einigen vor Kurzem an der Insel gewesenen Französischen Schiffen zurückgelassen worden war. Ferner nahmen sie Holz und Wasser ein, und besserten ihr Schiff aus, um es noch wagen zu können, mit demselben in der Südsee zu kreuzen, welches sie allem Anschein nach nun allein und ohne Hoffnung der Wiedervereinigung mit dem Speedwell thun mußten. Clipperton sagte der Mannschaft laut, nach seiner Meinung sei der Speedwell verloren, und man müsse alle Hoffnung des Wiederzusammentreffens mit ihm aufgeben. Vielleicht hatte er selbst noch einigen Glauben daran, allein er wollte das Murren der Mannschaft dadurch beschwichtigen, welche nichts so drückend empfand, als daß Shelvock gerade mit allem ihrem Brantwein desertirt war, und in ihrem bittern Grame darum den armen Mann verwünschte und vermaledeite.

Durch die ganz außerordentliche Schönheit des Climas von Juan Fernandez ließen sich vier Matrosen, die in der Südsee nur den größten Beschwerden und Strapazen entgegen zu gehen glaubten, verleiten, in die Gebirge der Insel

zu fliehen, mit dem Entschlusse, hier zu bleiben. Da man aber gar keine Leute entbehren konnte, und es auch für unmenschlich hielt, diese Vier — von denen man nicht wußte, daß sie selbst einen so thörigen Entschluß gefaßt, — auf der unbewohnten Insel zurückzulassen, so schickte Clipperton Andere zu ihrer Aufsuchung hinüber, die aber einige Zeit damit kein Glück hatten.

Endlich noch am Tage von der beschlossenen Abreise fuhren einige Officiere in der Pinasse an den Küsten der Insel herum, um sich nach den Vermißten umzusehen, welche nun bereits vierzehn Tage in den Wäldern lebten. Als sie auf die Ostseite der Insel kamen, fanden sie eine Anzahl Jäger, welche diese Insel der Ziegen wegen besuchten, und zwei der Flüchtlinge als Gefangene bei denselben. Die Jäger versicherten, dieser Purschen sich zu bemächtigen, sei ihnen sehr schwer geworden, und man habe einige Mal nach ihnen schießen müssen, ehe sie sich ergeben. Nach der Aussage der Gefangenen selbst war es ihnen in den ersten fünf Tagen nach ihrer Flucht schlecht gegangen, und sie hatten kein anderes Nahrungsmittel als die Blätter der Kohlpalmen gefunden, die auf der Insel sehr häufig sind. Dann aber

waren sie so glücklich gewesen, eine von den Jägern verlassene Feuerstelle zu finden, hatten sich Ziegenfleisch gebraten und herrlich geschmaust.

Am 7. October bereitete man sich zur Abfahrt. Doch errichtete man zuvor auf der Insel ein Kreuz, und begrub am Fuße desselben eine Flasche mit einem an Capitän Shelvock adressirten Briefe, in welchem man demselben noch ein anderes Rendezvouz gab, und verschiedne Signale bestimmte, durch welche man in der Südsee eine Wiedervereinigung möglich machen könnte.

Am 8. October früh um 8 Uhr segelte man bei günstigem Winde ab, mit Zurücklassung der beiden Flüchtigen, die man nicht wieder hatte auffinden können. Am 25. October jagte man ein kleines Fahrzeug und caperte es glücklich, hatte aber daran wenig gewonnen, denn es war bloß eine Schnaue von vierzig Tonnen Last, beladen mit Sand und Schutt, der als Dünger gebraucht werden sollte. Eine bessere machten sie am nächsten Tage an einem Schiffe, Namens St. Vincent, von 150 Lasten, welches mit Holz beladen von Guaiaquil kam. Am 30. nahmen sie ein von Panama nach Lima gehendes

Schiff, die Dreieinigkeit, von 400 Lasten, welches schon vor einigen Jahren Rogers, als er Guaiaquil einnahm, zur Prise gemacht hatte. Es hatte eine Menge Passagiere an Bord, und seine Ladung war von sehr beträchtlichem Werth. Am 2. November nahmen sie ein Schiff von siebenzig Lasten, auf welchem sich die Gräfin von Laguna und verschiedene andere Passagiere befanden. Man erbeutete auf ihm eine große Summe baaren Geldes und ohngefähr vierhundert Eimer Wein und Brantwein, womit nun den Klagen der Matrosen, welche das lange Entbehren dieser geistigen Genüsse kaum ertrugen, auf einmal abgeholfen war. Clipperton ließ der Gräfin die freie Wahl, ob sie an Bord der Prise bleiben, oder auf dem Succeß und mit den geringen Bequemlichkeiten, die er ihr auf demselben anbieten könne, sich begnügen wolle. Da sie das Erstere vorzog, so schickte er einen Officier nebst einer Wache zu ihr, um sie gegen Belästigungen zu schützen. Am 12. sahen sie in einiger Entfernung ein Schiff von 200 Lasten, welches von Panama nach Lima ging, und mit Holz beladen war. Obgleich von geringem Werth für sie, caperten sie es doch ebenfalls.

Am 24. November machten sie wieder eine Prise von 200 Lasten, die mit Holz beladen von Panama nach Lima ging, und vierzig Neger und dreißig Spanier, meist Passagiere, an Bord hatte. Am 27. legten sie sich mit allen ihren Prisen bei der Insel la Plata vor Anker, wo nun Clipperton ernsthaft mit sich zu Rathe ging, wie er die Reise so vortheilbringend als möglich für seine Rheder und für sich selbst und seine Mannschaft machen könne. Er wußte, daß an dieser Küste die Spanier sehr auf ihrer Hut waren, und hatte Nachricht bekommen, daß zwei Kriegsschiffe, eins von funfzig, das andere von vierunddreißig Kanonen, ausgerüstet seien, um ihm aufzulauern. Er hatte wenig Hoffnung, daß die auf den bisher gemachten Prisen befindlichen Güter in dieser Region rantionirt werden würden, und erkannte, daß es nicht der Mühe lohne, sie mit nach England zu nehmen, wo sie doch nur sehr wenig Werth haben würden. Er beschloß daher, ein Project zu versuchen, welches schon Rogers einmal sehr glücklich ausgeführt hatte, nämlich eine ganze Ladung von Prisengütern zum Verkauf nach Brasilien zu schicken. Zu diesem Behuf rüstete er die Barke, auf welcher sich die

Gräfin von Laguna befand, mit acht Kanonen aus, und gab dreizehn Engländer und zehn Neger auf sie, die er so gut wie möglich verproviantirte, und mit einer an Werth ohngefähr 100,000 Pfund Sterling betragenden Ladung an Gütern am 27. nach Brasilien absegeln ließ. Zum Capitän machte er einen gewissen Mitchell.

Clipperton segelte von la Plata ab, um auf seiner erstern Station zu kreuzen. Am 12. December um 5 Uhr des Abends sah er ein Schiff, welches alsbald seine Beute ward. Es hieß der Rosenkranz, und ging von Cherrippe nach Panama mit Mundvorräthen beladen. Bis zum 27. kreuzten sie hier, ohne das etwas sehr Besonderes sich ereignete. Bloß in der Nacht näherten sie sich dem Lande, und den ganzen Tag über hielten sie sich entfernt von ihm. Am 27. warfen sie den Anker in der Guanchaco-Bai aus, wo sie schon zwei gute Schiffe vor Anker liegend fanden. Sie schossen auf beide einmal ab, es ward aber nichts darauf erwidert. Dann schickten sie ihre Böte hin, und nun zeigte sich, daß die Schiffe verlassen waren, und man die Ladungen so eben von ihnen genommen hatte.

Jetzt beschloß man, eine Fahrt nach den Gallopagos-Inseln zu machen, um Erfrischungen einzunehmen. Am 9. Januar 1720 ankerten sie auf der York-Rhede auf der Nordseite der Duke of Yorks-Insel, gerade unter dem Aequator, wo sie gutes Wasser fanden. Hier verweilten sie zehn Tage, besserten ihr Schiff aus, und segelten dann nordwärts.

Am 21. Januar sahen sie wieder ein Schiff und jagten es bis 11 Uhr des Abends, wo sie es einholten, und dasselbe nach einem einzigen Kanonenschuß sich ergab. Das Schiff hieß der Prinz Eugen, ging von Panama nach Lima, und hatte den Marquis de Villa Roche, welcher Commandant in Panama gewesen war, nebst seiner ganzen Familie an Bord.

Am 20. April ankerten sie im Meerbusen von Amapalla, um Wasser einzunehmen, fanden aber keins, und steuerten dann nach der Tiger-Insel, wo es im Ueberflusse vorhanden war. Von diesem Tage an bis zum 21. Juni ereignete sich nichts Besonderes, an diesem Tage aber caperten sie ein mit Bauholz und Cocusnüssen beladenes Schiff. Am 11. August ankerten sie mit ihrer Prise an der Lobos de la mar-Insel. Wäh-

rend sie hier lagen, spann der Bootsmann nebst noch Einem den Plan einer Verschwörung aus. Den Capitän und die übrigen Officiere wollte man verhaften, und mit dem Schiffe davon gehen. Auf der Insel Lobos wollte man jene sämmtlich aussetzen, und Jeden, der sich dann ihrem verbrecherischen Beginnen widersetze, sogleich niederschießen. Allein am 6. September ward die ganze Verschwörung entdeckt, die beiden Rädelsführer erhielten eine ihrem Verbrechen angemessene Körperstrafe, und den Uebrigen ward verziehen, wodurch man sich ihrer Treue aufs neue versicherte.

Am 1. November segelten sie nach der Bai von Conception, und unterwegs ward ein mit Taback, Zucker und Tuch beladnes Schiff Prise. Am 6. Nachmittags erreichten sie die Bai, und sahen drei Kriegsschiffe in ihr mit ausgespannten Topsegeln. Die Spanier sahen sie und kappten auch sogleich ihre Kabeltaue, um auf sie Jagd zu machen. Clipperton hatte damals bloß eine Prise bei sich, und diese sowohl als sein eignes Schiff, der Succeß, waren nun sehr bemüht, die Segel dicht beim Winde zu holen oder zu brassen. Der beste Segler unter den Spanischen Schiffen machte Jagd auf die Prise, holte sie ein

und nahm sie. Die andern Schiffe setzten einige Zeit alle ihre Segel bei, das größte aber verlor dann seinen Besahn-Topmast, feuerte eine Kanone ab und eilte der Küste zu. Dadurch gewann der Succeß noch Zeit zur Flucht. Der Verlust der Prise war für Clipperton zugleich der seines dritten Lieutenants Milne nebst zwölf Matrosen.

Am 16. sahen sie wieder ein Schiff und machten Jagd auf dasselbe, allein nachdem einige Kanonenschüsse von beiden Seiten gethan worden, gewann es durch Schnellsegeln die Flucht, ein vielleicht günstiger Umstand, da es ein starkes und zur Verfolgung von Shelvock ausgerüstetes Schiff war. Der Capitän desselben sah aber, daß dieß nicht Shelvocks Schiff sei, und da er die Stärke Clippertons nicht kannte, so hatte er nicht Lust, sich mit ihm einzulassen.

Sie setzten nun ihre Fahrt nordwärts fort, nicht bloß auf Beute ausgehend, sondern auch, um Mundvorräthe, vorzüglich Mehl, zu holen, welches ihnen schon ganz gebrach, so daß jetzt sich Jeder zu seiner Ration täglich mit einem halben Pfunde Indianischen Korns begnügen mußte.

Am 4. December waren sie in der Nähe der Gallopagos-Inseln, und am 6. schickten sie die Pinasse ab, um einen guten Ankerplatz aufzusuchen. Sie fand keinen, kam aber mit der Nachricht zurück, daß eine große Menge von Schildkröten an der Küste sei.

Man schickte nun zum Fang derselben die Pinasse und die Jolle ab, und diese hatte binnen kurzem ihrer so viele, daß die ganze Schiffsmannschaft auf einen Tag sich daran satt essen konnte. Da aber eine heftige Brandung das Landen ganz unmöglich machte, so mochte man hier nicht länger verweilen, und beschloß, nach der Cocus-Insel zu steuern, wo man frische Mundvorräthe zu finden hoffte, wie sie für die vielen Kranken unter der Mannschaft jetzt nöthig waren.

Am 17. früh bekam man diese Insel zu Gesicht, neun Leagues nordwestlich, und der Jubel darüber war sehr groß. Am folgenden Tage eilten Alle, die nur irgend auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, hinüber, und bauten ein großes Zelt zur Aufnahme der Kranken. Es gab hier einen Ueberfluß von Fischen, Geflügel, Vogeleiern, Co-

cusnüssen und andern heilsamen Nahrungsmitteln. Der Capitän ließ die letzte Brantweintonne aufthun, und bewilligte Jedem täglich einen Schluck, und am Neujahrstage gab er an jeden Tisch eine Gallone starkes Bier. Die Genesung der Kranken ging sehr schnell von Statten, man nahm daher nun das nöthige Holz und Wasser ein, und dachte auf die Weiterreise. Am 20. Januar 1721 hatte Clipperton endlich seine auf der Insel zerstreuten Leute wieder zusammentreiben lassen, aber nicht weniger als eilf derselben, drei Engländer und acht Neger, fehlten dennoch und waren nicht aufzufinden, da sie ein müssiges Leben im herrlichen Clima dieser unbewohnten Insel weit reizender fanden, als das Leben voll beständiger Todesgefahr und Drangsals, das sie auf dem Schiffe führen mußten.

Am 25. Januar erreichten sie die Küste von Mexico und gegen 7 Uhr Abends sahen sie ein Schiff, auf das sie sogleich durch ihre Pinasse Jagd machen ließen, auch mußte es sich an diese nach einigen Stunden ergeben, allein es war kein feindliches und konnte nicht genommen werden. Von der rückkehrenden Pinasse erhielt man die das Staunen Aller erregende Nachricht: auf die-

sem Spanischen Schiffe, welches Jesus Maria hieß, commandire Capitän Shelvock, der es als Prise besitze. Shelvocks Schicksale wurden folgendermaßen erzählt. Von seinen Leuten habe er nicht mehr als vierzig an Bord, alle Uebrigen seien todt und zerstreut. Den Speedwell habe er bei Juan Fernandez, wo er fünf Monate verweilt, durch Schiffbruch verloren. Aus dem Wrack habe er eine Barke gebaut, und mit dieser an den Küsten von Peru und Chili gekreuzt, sei mehreren Schiffen begegnet, habe aber nicht eher eine Prise machen können als in der Nähe von Lima bei Pisco, wo er den Jesus Maria bekommen habe. Indeß waren die Erzählungen nicht recht gleichlautend, und es schien überhaupt gar kein reguläres Commando auf dem Schiffe zu seyn, sondern daß bloß ein Quartiermeister gewählt sei, und übrigens mehr durch Stimmenmehrheit Alles entschieden werde, so daß mithin von ihnen der mit den Rhedern in England geschlossene Vertrag ganz gebrochen war, und sie alles Gewonnene unter sich vertheilt hatten.

Am acht Uhr Abends am folgenden Tage kam Shelvock auf Clippertons Einladung selbst an Bord und gab eine umständliche Nach-

richt von allen seinen Begegnissen. Clipperton fuhr jetzt fort, nordwärts zu steuern, und sah den Jesus Maria noch verschiedne Male, zu Anfange des Monats März aber glaubte er die Gelegenheit benutzen zu müssen, welche sich ihnen jetzt darbot, das nach Acapulco gehende Registerschiff von Manilla zu capern, und er beschloß, sobald ihm der Jesus Maria wieder zu Gesicht komme, dem Capitän Shelvock vorzuschlagen, daß er zu diesem Unternehmen sich wieder mit ihm verbinden möge.

Am 13. ereignete sich wirklich dieses Zusammentreffen wieder. Clipperton und seine Lieutenante gingen bei Shelvock an Bord, und man hielt große Berathschlagung. Die Officiere beider Schiffe willigten ein, daß der Angriff aufs Schiff von ihnen in Gemeinschaft gemacht werde, und zwar so, daß man, sobald man es erreicht habe, sogleich den Versuch mit dem Entern mache, da das Unternehmen zu den desperaten gehöre, und bloß energische Kühnheit ihnen zum Siege verhelfen könne. Hierauf kreuzten beide in Gesellschaft und bloß mit Aufsuchung des Manilla-Schiffs beschäftigt. Am 15. veranstaltete

Clipperton wieder einen Convent, aber bloß mit seinen eignen Officieren, in welchem über folgende Puncte übereingekommen ward. Wenn Capitän Shelvock und seine Leute alles unter sich vertheilte Geld wieder hergeben, und wie es der mit den Rhedern geschlossene Contract erheische, einen gemeinschaftlichen Fonds aus ihm und dem auf dem Succeß befindlichen Gelde bilden wollten, so solle alles Geschehene vergeben und vergessen seyn, beide Schiffe sollten wieder in unzertrennlicher Vereinigung agiren, und jetzt zunächst auf die Prise des Manilla-Schiffes ausgehen. Dieser Aufsatz ward von Allen unterschrieben und dem Capitän Shelvock überschickt. Indeß weder Shelvock noch auch einer seiner Officiere und Gemeinen hatten die gerinste Neigung, das Geld, welches sie einmal in ihrem Beutel hatten, wieder herauszugeben, und der Vorschlag war ihnen so lästig, daß sie ihn gar keiner Antwort würdigten. Da Clipperton demnach sich überzeugte, daß mit seinem gewesenen Compagnon jetzt gar nichts mehr anzufangen sei, so gab er die projectirte Wiedervereinigung auf, wartete auf die Ankunft des Registerschiffes nur noch einige Tage über die gewöhnliche Zeit, wo es anzukom-

men pflegt, und beschloß dann, seinen Weg geradezu nach Ostindien zu nehmen.

Am 13. Mai warf er den Anker auf der Rhede von Guaham aus, und schickte die Pinasse mit einer Friedensflagge ans Land, daß sie wo möglich Lebensmittel erkaufen möge. Die Eingebornen jedoch erwiderten, daß sie ohne Erlaubniß des Gouverneurs schlechterdings nicht mit ihnen handeln dürften, und es war daher nöthig, sich unmittelbar an diesen zu wenden. Herr Godfrey, der an Bord des Succeß befindliche Agent der Schiffsausrüster, ward in die Residenz des Gouverneurs Umatta geschickt, und kehrte am 16. in einer Proe der Insulaner mit der Nachricht zurück, daß der Gouverneur das Schiff mit allem Nöthigen versorgen lassen wolle, dafern man sich nicht ungebührlich betrage und ordentlich bezahle. An demselben Tage noch kam ihr eignes Boot an und war mit den Erzeugnissen der Insel, mit Brod, Gemüsen, Brantwein, Zucker, Früchten und Vieh sehr reichlich versehen. Am folgenden Tage erhielt man vom Gouverneur ein ansehnliches Geschenk an dergleichen Artikeln nebst Palmwein und einer großen Quantität Chocolate. Dafür gab

man eine Salve von sieben Kanonenschüssen, und Jeder auf dem Schiffe trank seine Gesundheit.

Der Gouverneur ranzionirte auch den als Gefangener so lange auf dem Schiffe gewesenen Marquis De Villa Roche, und dieser ging am 18. Mai in Begleitung des Agenten, des ersten Lieutenants und des Wundarztes ans Land, wobei man ihn mit einer Salve von fünf Kanonenschüssen beehrte. Der Gouverneur bat hierauf durch einen Brief, daß man ihm noch mehr Pulver und Blei ablassen möge; dieß mußte ihm aber Clipperton abschlagen, und als letzterer dann am 28. die Jolle ans Land schickte, um mehr Mundvorräthe einzukaufen, war der im Dorfe angestellte Spanische Commandant ebenfalls ungefällig gegen ihn, und verlangte schlechterdings Pulver und Blei.

Sie zerfielen darüber mit den Spaniern der Insel ganz, und es kam, da diese dann von einer am Strande errichteten Batterie auf sie schossen, zu einem unglücklichen Kampfe, wo Clipperton den Kürzern zog, seinen erstern Lieutenant verlor und drei Verwundete hatte, sein Schiff aber nicht bloß auf den Strand lief und

sich selbst sehr beschädigte, sondern auch durch den Feind äußerst ruinirt ward. Es verlor alle seine Anker und konnte nicht flott werden. Früh um 2. Uhr des folgenden Tages kam von den Spaniern eine Aufforderung, sich gutwillig zu ergeben, mit der Drohung, daß, im Falle man sie dazu zwingen müsse, kein Pardon gegeben werden solle. Indeß Clipperton ging darauf nicht ein, und suchte noch durch Erleichterung des Schiffs wieder flott zu werden und fortzukommen, war auch so glücklich, in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr als Einen Verwundeten zu bekommen, obgleich die Spanier immerfort schossen. Allein das Schiff war nun in einem höchst erbärmlichen Zustande und zwischen Wind und Wasser sehr gefährlich beschädigt. Am 30. um 6. Uhr Nachmittags wurden sie flott, aber eben in dieser Zeit noch war das Feuer von der Batterie sehr lebhaft, es ward wieder ein Mann getödtet und zwei wurden verwundet, so daß ihnen dieser Kampf zusammen zwei Todte und sechs Verwnndete gab. Außerdem hatten sie ihre sämmtlichen Anker und Cabeltaue, vier Kanonen und neunzehn Pulvertonnen und vieles andere Schätzbare aufopfern müssen.

Als sie am 31. Juni das Schiff genau untersuch en, fanden sie es zur Weiterreise bei starkem Winde, wie er eben jetzt blies, so wenig geeignet, daß sie es nicht wagen durften, sich eines Segels zu bedienen, sondern eine ganze Woche lang bei einem sehr veränderlichen Winde und unruhiger See genöthigt waren, mit den bloßen nackten Masten zu fahren. Dieß war für Menschen, die sich so eben in einem ihnen noch sehr unbekannten Meere befanden und nach Charten steuerten, auf die sie sich sehr wenig verlassen konnten, eine verzweiflungsvolle Lage.

Am 1. Juli kamen sie wieder an Inseln und schickten die Pinasse ab, um Erkundigung einzuziehen, wie weit sie noch von Macao entfernt seien, welcher Portugiesischen Niederlassung in China sie nun zusteuern wollten. Sie kehrte am folgenden Tage mit einem Boote zurück, in welchem drei Chinesische Matrosen waren, von denen sie aber weiter keine Aufklärung erhielten, als daß Canton ihnen hier südwestlich liege.

Am 3. überzeugten sie sich, daß sie zu sehr auf die Leeseite von Macao gekommen seien, und

da sie keinen Lootsen erhalten konnten, so beschlossen sie, nach Amoy *) zu segeln, welchen Hafen sie auch am 5. Abends glücklich erreichten. Der Eingang des Hafens zeichnet sich sehr aus, da er ein hohes Gebirge im Hindergrunde hat, auf dessen Gipfel ein Thurm steht, der vom Meere schon in der Entfernung von zwanzig Leagues gesehen wird. Auf der andern Seite desselben ist eine kleine Insel, welche unmittelbar vor der Bai liegt. Sie fuhren in diese Bai am 6. Juli ein. Kaum hatten sie den Anker geworfen, als auch gleich zehn Zollbeamte an Bord erschienen. Am folgenden Tage empörte sich die Mannschaft und verlangte von Clipperton, daß er ihr unverzüglich ihre Antheile an den Prisengeldern auszahle, da der Succeß in einem Zustande sei, daß er schlechterdings nicht wieder in See gehen könne.

Am 12. gingen die Officiere ans Land und

*) Insel an der Südwestküste von China. Die Engländer hatten sonst auf ihr ein Comptoir. Sie liegt in einer Bai des Festlandes unter 24° 32′ nördlicher Breite und 116° 45′ östlicher Länge nach der Pariser Sternw.

machten dem Hoppo ihre Aufwartung, der sie in einem sehr schönen Palaste empfing, sie mit großer Höflichkeit behandelte, und ihnen die Erlaubniß gab, im Hafen zu bleiben, bis die Monsoons vorüber seyn würden. Für diese Erlaubniß aber verlangte er und erhielt bald darauf eine sehr bedeutende Entschädigung in baarem Gelde, unter der Benennung Hafen-Abgabe, die sich auf vier Hundert Pfund Sterling oder tausend sieben hunvert Piaster belief.

Einige Matrosen waren ohne Urlaub ans Land gegangen; Clipperton wollte sie dafür bestrafen, allein er durfte es nicht, denn die ganze Mannschaft erklärte sich dagegen. Alles gerieth jezt in chaotische Verwirrung, und jeder Matrose verweigerte es, noch irgend eine Arbeit zu verrichten, so lange er nicht seinen Antheil an den Prisengeldern erhalten habe. Diese Menschen vergaßen es so sehr, daß sie Engländer seien, und daß ihr Captitän Anspruch auf ihren Respect habe, daß sie ihre vermeintlichen Ansprüche an ihn sogar bei der Chinesischen Behörde, nämlich beim vornehmsten Mandarin des Ortes, geltend zu machen suchten, und diesen baten, ihnen von ihrem Capitän Gerechtigkeit zu verschaffen.

Clipperton ward nun vor den Mandarin gefordert. Auf die Frage des Mandarins, warum er seinen Leuten das Geld verweigere, zeigte er diesem den schriftlich aufgesetzten Vertrag vor, aus welchem hervorging, daß die Vertheilung der Prisengelder nicht eher als nach der Rückkehr nach London vor sich gehen konnte. Der Capitän Cook aber, — einen Menschen dieses Namens hatte nämlich die Mannschaft jetzt aus ihrer Mitte zum Capitän erwählt, — wußte dem Mandarin ganz etwas Anderes einzuwenden, und so schickte dieser einen strengen Befehl an Clipperton, die Vertheilung der Beute unter seine Leute ohne Aufschub zu bewirken. Diesem Befehle mußte gehorcht werden, und am 16. September sollte zur Vertheilung verschritten werden. Dennoch ward, ehe es dazu kam, der Mandarin noch für Clipperton, durch das siegende Gewicht seiner Gründe, gewonnen, so daß er den Befehl gab, die ganze eine Hälfte des auf dem Schiffe befindlichen Gutes von der Vertheilung davon zu sondern und bloß zur Befriedigung der Schiffsausrüster zu bestimmen. Sie betrug an baarem Gelde, verarbeitetem Silber, Gold und Juwelen sechs bis sieben Tausend Pfund Sterling.

Man gab dieß Geld sogleich auf einen Portugiesischen Ostindienfahrer, die Königin der Engel genannt, der eben nach Europa zurückreisen wollte, aber dann auf der Reise verunglückte, und bei Rio Janeiro an der Küste Brasiliens durch eine auf ihm entstandenen Feuersbrust vernichtet ward. Ein Theil nur ward gerettet, und die Englischen Rheder mußten sich nach Abzug der Kosten für die Anstalten der Rettung des Schiffs mit bloßen achtzehnhundert Pfund begnügen.

Am 13. September verließ Clipperton die Bai von Amoy, um doch noch in den Hafen von Macao einzulaufen. Er ankerte auf der Rehde vor demselben am 4. October. Es rieth ihm, als er im Hafen selbst eingelaufen war, ein hier angetroffener Officier, nach Canton zu gehen, und sich bei Herrn Winder, dem Supercargo eines Englischen Ostindienfahrers, wegen der weiteren Procedur mit dem Succeß Raths zu erholen; dieser Winder war der Sohn eines der Rheder. Nach seiner Rückkehr ward das Schiff für 4000 Piaster verkauft. Mit dem Käufer reiste Clipperton nach Batavia. Hier fand er gute Gelegenheit, mit einem Holländischen Schiffe nach Europa zurückzukehren. Seine Gesundheit

war sehr geschwächt, und er sehnte sich sehr zu seiner Familie, die in Galway in Irland lebte, zurück. Dieser Wunsch ward ihm gewährt, aber die Freude des Wiedersehens war von kurzer Dauer. Seine häuslichen Umstände waren durch seine lange Abwesenheit, die so wenig Früchte getragen hatte, zerrüttet, und vor bitterem Kummer und Verdruß, welchen diese seine Lage ihm verursachte, starb er schon in der zweiten Woche nach seiner Landung.

Georg Shelvock.

In den Jahren 1719 bis 1723.

Die Veranlassung zu Capitän Shelvocks Reise ist bereits in der vorstehenden Nachricht von der Clipertonschen erzählt. Es bleibt noch übrig, die eigene Reise Shelvocks, welcher bei jenem projectirten Caper-Zuge zweiter Commandeur war, und welcher selbst einen ausführlichen Bericht davon dem Publicum im Druck vorgelegt hat, vom Augenblicke seiner Trennung von Clipperton an zu erzählen.

Er kam am 15. Februar 1719, zwei Tage nach der Abfahrt aus Plymouth, mit seinem Schiffe (Speedwell) dem Schiffe Clippertons, dem Succeß, unter den Wind, und bat seinen Compagnon, schnell seine noch auf dem Speedwell befindlichen Wein- und Brantweintonnen abholen zu lassen, da ihm diese auf dem Speedwell zur Last seien. Clipperton säumte damit, und plötzlich geschah eine Tren-

nung beider Schiffe, nach welcher sie zwei ganze Jahre nichts von einander sahen und hörten. Nämlich am 19. erhob sich ein heftiger Sturm, und um Mitternacht warf sich eine Stürzsee *) aufs Deck des Speedwell und in eins seiner Hintertheilsfenster. Lange schwebte man auf ihm in der Furcht, unterzugehen, denn es folgten bald darauf noch mehere Stürzseen, und führten einen ungeheuern Schwall von Wasser ins Schiff, dessen man sich kaum durch rastloses Pumpen wieder entledigen konnte. Am 20. Februar hätte man den Succeß schon ganz aus den Augen verloren. Um Mitternacht setzte der Speedwell seine Topsegel bei und gerieth auf eine nordwestliche Bahn.

Er hatte dann eine langwierige Ueberfahrt nach dem ersten Sammelplatz den Canarischen Inseln, welche er erst am 17. März erreichte, und an welchen er vom Succeß nichts hörte und sah. Am 29. von der Insel Ferro absegelnd, ging er nach den Capverdischen Inseln, und erreichte am 14. April Mayo. Hier

*) Hochaufgethürmte Woge, die sich mit Gewalt aufs Schiff stürzt.

sah man, als man an der Küste hinfuhr, ein Wrack, und hörte daß es von dem Englischen Ostindienfahrer Vanzittern sei, welchen Capitän Hide commandirte, der drei Wochen zuvor unfern dieser Stelle gescheitert war. Am 19. Juni kamen sie an die Insel Santa Catarina bei der sie sich vor Anker legten. Hier ward der Schiffszimmermann mit all seinen Leuten ans Land geschickt, um Bäume zu fällen und zu Planken zu sägen, und der Böttiger mit seiner Truppe mußte Fässer machen, in denen man Wasser einnahm.

Am 2. Juli ward man durch den Anblick eines vier bis fünf Meilen unter jener Stelle vor Anker liegenden großen Schiffes erschreckt. Man schickte im gut bemannten und bewaffneten großen Boote einen Officier in seine Nähe, um zu erforschen, was von demselben wohl zu befürchten sei, damit man sich gleich in den bestmöglichsten Vertheidigungsstand setzen könnte. Dieß Boot kehrte mit der Nachricht zurück, das Schiff sei der Rubin, früher ein Englisches Kriegsschiff, jetzt aber zur Französischen Escader des Admiral Martinet gehörig. Es komme so eben aus der Südsee, und der Capitän desselben

heiße la Jonquiere. Die ganze Bemannung bestehe aus vierhundert und zwanzig Personen und zwar bloß Franzosen, die, obgleich jetzt in der Spanischen Flotte dienend, doch keineswegs geneigt seien, die Engländer zu beunruhigen.

Am 15. Juli sahen sie ein großes Schiff in der Mündung des Hafens erscheinen, das aber, sobald es den Speedwell erblickte, sich sogleich wieder entfernte. La Jonquiere argwöhnte, dieß Schiff möge der Succeß seyn, und in der Befürchtung, nun Kampf zu bekommen, schien es ihm das Klügste, nun von hier wegzueilen. Er ließ die Anker lichten, und segelte am nächsten Morgen ab.

Die Arbeit des Zimmermanns auf der Insel ging sehr langsam von Statten, und als man endlich die nothwendigen Ausbesserungen des Schiffes vornahm, und das ganze Hintertheil mit dicken Planken neu überziehen wollte, fand sich, daß man nicht die dazu tauglichen Nägel hatte, ja es schien, daß der Oberzimmermann sammt seinen Leuten auf eine höchst strafbare Weise die meisten ihnen mitgegebenen Vorräthe schon vor der Abreise aus Plymouth verkauft hatten.

Am 25. Juli langte abermals ein großes Schiff hier an, der weise Salomo von Saint Malo. Es hatte 40 Kanonen und etwa 160 Mann, war von Dumain Girard commandirt, und ging nach den Küsten von Chili und Peru, um zu handeln. Am 3. August kam der San Franzisco Xaviero, ein Portugiesisches Kriegsschiff von 40 Kanonen und 300 Mann, aus Lissabon hier an. Capitän desselben war la Riviere, ein Franzose, und es segelte nach Macao.

Während des Verweilens an dieser Insel waren drei Mann desertirt, und es durchstreiften dann Einige, um sie aufzusuchen, die Portugiesischen Pflanzungen. Die Portugiesen geriethen darüber in Allarm und verfolgten sie mit Gewehr aus einem Hinterhalte am Wege, auf dem sie zurück mußten. Kaum waren sie wieder ins Boot, so kamen mehrere aus dem Gebüsch herzugesprungen mit lautem Geschrei: „Nieder mit den Englischen Hunden! nieder mit allen den Hunden!“ welches Geschrei ein Kugelregen begleitete, wodurch drei Mann verwundet wurden. Nach diesem Ereignisse verließ man ohne langen Aufschub Santa Catarina am 9. August.

Am 19. September um Mitternacht fanden sie auf einmal das Meerwasser von einer ganz andern Farbe, und da sie es mit dem Senkblei sondirten, hatten sie sechsundzwanzig Faden Tiefe. Sie segelten fort, aber in der Strecke von sechs Leagues bekamen sie keine größere Tiefe. Shelvock glaubt, daß dieß eine große und sehr nahe bis an den Eingang der Magellanischen Meerenge gehende Sandbank sey. Am 23. bekamen sie nach dem Verschwinden eines dicken Nebels eine sehr deutliche, aber höchst ungefällige Ansicht eines erstaunlich öden und rauhen Landes, aus bloßen über einander emporragenden Bergreihen bestehend, welche mit unvergänglich scheinendem Schnee bedeckt waren. Bis dahin waren ihnen gar keine Strömungen in ihrem Laufe hinderlich oder förderlich gewesen, allein an diesem Tage riß eine Strömung sie mit unglaublicher Schnelligkeit in die Meerenge hinein, und als sie die Mitte derselben erreicht hatten, kam die Fluth von Norden ihnen mit derselben Heftigkeit entgegen, mit welcher sie die von Süden hineingetrieben hatte, und zu ihrem größten Erstaunen wurden sie trotz einem günstigen Winde, der ihnen nordwestlich im Rücken blies, mit einer ganz au-

ßerordentlichen Behendigkeit wieder aus der Straße hinausgetrieben. Das Schiff hatte einen gewaltigen Kampf und verlor ganz die Lenkung des Steuers, um Mitternacht aber lief die Fluth wieder um, und von nun an hatten sie ununterbrochene Fahrt durch die ganze Meerenge hindurch, ohne daß sie die Küsten derselben zu Gesicht bekamen. Am Morgen hatten sie schon offnes Meer vor sich *).

Jetzt beschlossen sie, den Chiloe-Inseln zuzusteuern. Am 30. November kamen sie in den Canal, und machten den Plan, die Städte Chacao und Calibuco zu überrumpeln. Allein Wind und Wetter änderte sich plötzlich, und im ganzen Canale waren die Wogen wie von einem heftigen Sturme bewegt. Zu noch größerem Unglücke zerriß das Kabeltau, an welchem der Anker ausgeworfen war, und man verlor diesen.

---

*) Diese Beschreibung der Fahrt durch die Magellanische Meerenge hindurch ist so, wie man nirgends eine findet, und vielleicht hat bloß der Englische Sammler hier Shelvocks Reisebericht falsch verstanden.

Am 3. December erschien in einer von acht Indianern geruderten Pirogge ein Spanischer Officier, den der Gouverneur abgeschickt hatte, um sie zu fragen, wer man sei, und woher man komme. Shelvock ließ Französische Flagge aufstecken, und als der Spanier an Bord kam, sagte man ihm, dieses Schiff sei ein auf der Rückreise begriffenes Französisches, Sainte Rose genannt und von Jean le Breton commandirt. Der Spanier glaubte es, blieb in diesem glücklichen Irrthume die ganze Nacht an Bord, fuhr am andern Morgen, ohne den geringsten Argwohn geschöpft zu haben zurück, und bewirkte drüben am Lande, daß man dem Schiffe sogleich alle mögliche Mundvorräthe zuführte, die es nur wünschen konnte, so daß sein ganzes Verdeck angefüllt ward mit einer Menge von Rindvieh, Schafen, Schweinen, Geflügel u. s. w. Auch brachte man eine große Menge Weizen, Gerste, Pataten, Mais, u. dgl. Kurz die Engländer erhielten Vorräthe, durch die, — außer denen, die sie selbst noch besaßen, — ihren Bedürfnissen auf vier Monate abgeholfen war.

Am 17. December lichteten sie die Anker, und fuhren mit günstigem Westsüdwest ab.

Am 23. kamen sie vor die Mündung des Biobio, und am Abend segelten sie in die B. i. Hier schickten sie gut bemannte und bewaffnete Böte ab, um auf alle im Hafen befindliche Schiffe und Fahrzeuge Nachts einen Angriff zu wagen, wo möglich sich derselben zu bemächtigen, und überdieß die ganze Beschaffenheit ihrer hiesigen Umgebung durch sorgfältiges Spähen zu erforschen. Mittags kam Capitän Hatley in der Pinasse zurück und brachte eine herrliche Prise, die Soledad d'Anday, ein mit Bauholz beladenes und ganz kürzlich von Valdivia angekommenes Schiff von 150 Lasten mit. Dieß war das einzige, welches man auf der Rhede angetroffen hatte. Am Bord desselben befand sich niemand als der Bootsmann, ein alter Neger und zwei Indianerknaben. Auch caperte er in der Nähe der Insel Quiriquina ein kleines Schiff von ohngefähr fünfundzwanzig Lasten, der Mercur genannt, welches einem Geistlichen gehörte, der auf demselben Früchte geholt hatte. Er hatte noch vier oder fünf Indianer bei sich. Bald darauf wurden sie angenehm überrascht durch den Anblick eines an der nördlichsten Spitze der Insel Quiriquina zum Vorschein kommenden großen

Schiffes. Da es schon dunkel war, so konnte dieses Schiff nicht sehen, wen es vor sich hatte. kam daher sorglos heran. Von den Engländern ward es dann angeredet, aber es gab keine Antwort. Sodann schossen sie auf dasselbe. Es ließ sich auf keine Gegenwehr ein, sondern bat gleich um Pardon. Dieses ansehnliche Schiff von etwa dreihundert Tonnen Last hieß Sanct Firmin, kam von Callao, und war mit Zucker, Syrup, Reiß, groben Französischen Leinwanden und Tüchern von Quito beladen, deßgleichen mit einer Quantität Chocolate und etwa fünf bis sechs Tausend Piaster in baarem Gelde und verarbeitetem Silber.

Am 1. Januar ging Capitän Betagh nach Concepcion und überreichte dort der Spanischen Behörde eine Abschrift von Shelvocks Commission von der Großbritannischen Regierung, eine Kriegserklärung, u. s. w. Bald darauf kehrte er zurück in Gesellschaft eines Flamändischen Jesuiten, eines Spanischen Advocaten, eines Enländers und eines Schotten. Der Jesuit sagte zu Shelvock, er komme bloß, um ihm seine Achtung zu bezeigen, und sein Möglichstes zu thun, daß man über die Ranzionirung der Schiffe übereinkomme. Die Capitäne der beiden Schiffe

Sanct Firmin und Soledad d'Anday seien entschlossen, für beide zusammen und auch noch mit Einschluß des Mercur, zwölf Tausend Piaster zu geben. Allein Shelvocks Foderung war sechzehn Tausend Piaster schon für den Sanct Firmin allein, und er antwortete dem Jesuiten daher jetzt, daß er mit einem so unangemessenen Vorschlage kein Wort weiter verlieren solle. Sie hatten freilich Dinge von sehr großem Werth auf dem Schiffe gefunden, und auf dem Sanct Firmin unter andern zehn große silberne Leuchter, von denen jeder über fünfundzwanzig Pfund Sterling werth war.

Der Vormittag des 6. Januar verfloß, ohne daß aus der Stadt annehmlichere Vorschläge kamen, und man machte daher die Vorbereitungen zur Abreise. Darüber verging der größte Theil des Tages, und als man noch bis Abends vergeblich auf die Ankunft eines Boots gewartet hatte, befahl Shelvock, den Sanct Firmin durch Feuer zu vernichten. Dieses Schiff hatte baumwollene Segel, und brannte binnen wenig Minuten in weitlodernden und prasselnden Flammen. Den Soledad hatte man bereits früher angezündet. Jetzt hatte man mit Concepcion

weiter nichts zu verkehren, und segelte ohne längern Aufschub ab.

Am 11. Januar früh um 6 Uhr sahen sie Juan Fernandez, und bis zum 15. kreuzten sie an der Küste desselben und warteten auf die mit dem Fischfange beschäftigten Böte. Endlich gingen sie ans Land, und hier entdeckten einige Matrosen den in einen Baumstamm gehauenen Namen Magees, des bei Clipperton befindlichen Wundarztes, und den des Capitäns. Da sie diese Inschrift von Clippertons Dagewesensein überzeugte, so steuerten sie nun ohne weiteres Zögern gerade nordwärts. Am 5. Februar sandte Shelvock Herrn Broocks einen seiner Officiere, der sich auf dem gecaperten Mercur befand, ab, um zu sehen, ob vor Arica einige Schiffe lägen. Am folgenden Tage waren sie im Angesichte des Vorgebirgs dieser Stadt und der Insel Guano, auf deren Nordseite ein Schiff vor Anker lag. Sie sahen aber zugleich den Mercur aus der Bai heraussegeln, glaubten daher, das Schiff sei ihm viel zu sehr überlegen, als daß er den Angriff wagen könne, und eilten nun demselben sogleich zu Hülfe. Sie fanden aber, daß der Mercur das Schiff bereits zur

Prise gemacht hatte, und nur ein Zufall ihn aus der Bai heraus trieb. Dieses Schiff hieß der Rosenkranz, war von etwa hundert Lasten und von keinem Werth. Am 26. Februar wünschten die Officiere des Mercur abgelöst zu werden, und nun ging der Capitän Hatley auf ihn, welcher vorschlug, daß man nun längs der Küste hinfahre bis zur Insel Lobos, unterm siebenten Grade südlicher Breite. Am nächsten Tage ward eine mit Reiß, Chocolate, Weizen, Mehl u. dgl. beladene kleine Barke genommen, und am folgenden Tage wieder eine. Am 4. bemeisterten sie sich eines Schiffes von beinah zweihundert Tonnen Last, welches auf 150,000 Achtelstücken taxirt ward. Von diesem erstaunlichen Glücke begeistert, wünschte der größte Theil der Mannschaft nun, daß man die Reise gerade nach Ostindien mache. Allein kaum hatten sie zu diesem Behuf ihre Richtung genommen, als ihnen diesen Plan ein Spanisches Kriegsschiff vereitelte, welches auf sie Jagd machte.

Am 21. März waren sie im Angesicht des Vorgebirges Penna oradada (Felsenhöhle), und liefen eine Stunde darauf in der Bucht von Payta ein, in welcher sie mit Französischer

Flagge erschienen. Am nächsten Morgen um 2 Uhr ging Shelvock mit sechsundvierzig Mann ans Land, und befahl Herrn Coldsea und einigen andern seiner Officiere, mit dem Schiffe der Küste zu nahen, damit man die Beute, welche man hier zu finden hoffte, desto bequemer einschiffen könne. Sie marschirten bis zur großen Kirche der Stadt, ohne einigen Widerstand zu finden. Bald zeigte sichs, daß überhaupt die Stadt von den Einwohnern ganz verlassen war. Nun brachte man den ganzen Tag mit Einschiffung der Beute zu. Nachmittags aber erschien ein Abgesandter der geflüchteten Einwohner, welcher anfragte, wie viel man als Ranzion für die Stadt und die Schiffe verlange. Man forderte die Summe von zehn Tausend Achtenstücken. Da die Spanier diese verweigerten, so schaffte man noch Alles, wovon man Gebrauch machen konnte, aus der Stadt weg, und zündete sie an. Sehr bald war die aus hölzernen Häusern bestehende Stadt überall von den lodernden Flammen ergriffen. Aber kaum war dieß geschehen, als die auf dem Speedwell Zurückgebliebenen Signale gaben und rastlos nach der Mündung des Hafens hinschossen. Man sah mit Schrecken, daß ihn dort ein ankom-

mendes großes Spanisches Schiff, welches ihm weit überlegen war, bedrohte. Coldsea mit seiner kleinen Truppe feuerte aber so hitzig auf dasselbe, daß es furchtsam ward, in seinem Laufe inne hielt, um sich erst zu noch energischerem Angriffe in Stand zu setzen, und durch diese Unthätigkeit den von Payta Kommenden — zusammen funfzig Mann — Zeit gab, den Speedwell zu erreichen. Doch nur mit genauer Noth glückte es noch, durch Schnellsegeln dem ihnen dann aufs neue hart zusetzenden Spanischen Schiffe zu entgehen. Es hieß der Peregrino, und hatte sechsundfunfzig Kanonen und ohngefähr fünfthalb hundert Menschen. Der Speedwell hatte bloß zwanzig Kanonen und sechsundachtzig Menschen. Darunetr waren eilf Neger und zwei Indianer.

Am 11. Mai sahen sie Juan Fernandez abermals. Am 21. wurden sie in der Nähe der Insel von einem sehr heftigen Sturm überfallen, bei welchem die Wogen fürchterlich anschwollen, so daß nach wenigen Stunden das Kabeltau, welches zuvor nie naß geworden war, ganz losriß und der Schiffbruch unvermeidlich schien. Dennoch entgingen sie diesem Unglücke, aber beinah

wunderbarer Weise, indem nach Shelvocks Versicherung, wenn sie nur ein klein wenig, nur eine Kabelslänge von der rechten Linie abgeirrt wären, und sich ost- oder westwärts geneigt hätten, ihr Untergang durchaus hätte erfolgen müssen. Der große Mast, der Fockmast und der Besahn-Top-Mast gingen auf Einmal verloren, aber selbst dieß war noch ihr größtes Glück, denn die Masten wurden nun die Floßhölzer für sie, auf welchen sie, unter dem Beistande derer, welche, ehe der Sturm sich erhoben, ans Land gegangen waren, sich retteten. Mit Ausnahme eines Einzigen, welcher ertrank, kamen sie Alle glücklich auf die Insel.

Nun berathschlagte Shelvock mit den Zimmerleuten, was zu thun sei, und es ward beschlossen, aus dem Wrack ein Schiff zu bauen, welches groß genug wäre, sie alle von der Insel hinwegzubringen. Am 8. Juni begann dieser Bau. Aus dem Bugspriet machte man den Kiel. Am 9. September ward ein Boot vom Stapel gelassen, welches der Waffenschmidt gebaut hatte. Mit der Barke kam man ebenfalls allmählig zu Stande. Aber noch war nicht für Mundvorräthe gesorgt, mit denen man die neue Reise antreten konnte.

Der ganze Rest, den man noch hatte, bestand in einer Tonne Pökelfleisch, fünf oder sechs Bushells Farina- oder Cassada-Mehl, und vier oder fünf lebendigen Schweinen. Das kleine Boot ward nun täglich zum Fischfange angewendet. Der Waffenschmidt fertigte eine Menge Angelhaken, und Schnuren dazu machte man aus Tauen. Seiler, Segelschneider und Büttner waren rastlos an der Küste beschäftigt. Endlich stand ein Fahrzeug da, welches keine ganz schlechte Figur machte. Bei der am 5. October eingetretenen Springfluth ließ man es ebenfalls vom Stapel laufen. Man hatte während des langen Aufenthaltes auf der Insel nicht weniger als zwei Tausend drei Hundert Conger-Aale *) gefangen und geräuchert, von denen im Durchschnitt jeder ein Pfund wog, und sich ungefähr sechzig Gallonen Robbenthran verschafft, in welchem man sie braten konnte. Darin bestand aber auch der ganze Proviant, den man hatte. Dem Schiffe gab man den Namen the Recovery (die Wiederbefreiung).

---

*) Anguilla (Muraena) Conger.

Am 6. October gingen sie unter Segel, mit weiter nichts versehen, als den geräucherten Aalen, der Tonne voll Pökelfleisch, vier lebendigen Schweinen und drei oder vier Bushels Farina. Der aus vierzig Personen bestehende Haufe war in das kleine Fahrzeug erbärmlich zusammengedrängt, und hatte sein Lager zum Theil auf den aufgeschichteten Aalen, von denen das ganze Schiff mit einem unerträglichen Gestanke erfüllt ward. Reinlichkeit war bei so bewandten Dingen etwas ganz Unmögliches. Das Wasser ward aus der damit angefüllten Tonne bloß durch eine Röhre getrunken, und dieß war, da Alle ohne Unterschied daraus tranken, bald ein durch seinen Schmutz höchst ekelerregender Canal. Zum Feuerherde hatte man nichts Anderes, als einen großen halb mit Erde angefüllten Zuber. Kurz die vierzig Menschen lebten auf diesem Fahrzeuge in einem über alle Maßen elenden Zustande. Am vierten Tage nach ihrer Abreise erblickten sie in der Ferne ein großes ganz nach Europäischer Art gebautes Schiff. Sie vermutheten sogleich, daß es ein Spanisches Kriegsschiff sei. Ihre Lage war jedoch einmal eine ganz verzweifelte, und sie mieden daher die Begegnung mit diesem vermeintlichen Kriegsschiffe

gar nicht. Den Spaniern fiel aber jetzt die braune Farbe der Segel auf, sie hatten die unheimliche Ahnung, daß es ein von tollkühnen Bucaniers bemanntes Fahrzeug sei, und gar nicht geneigt, sich mit solchen Waghälsen zu raufen, segelten sie westwärts, wozu eben günstiger Wind war. Die Engländer musterten jetzt ihre Waffen. Diese waren freilich in einem höchst kläglichen Zustande, ein Drittel der vorhandenen Musketen waren ohne Flintsteine, und nicht mehr als drei Säbel waren da. Das Entern eines feindlichen Schiffs, — was doch der einzige Weg ist, es zur Prise zu machen, — war daher für sie von der äußersten Schwierigkeit. Sie hatten bloß eine einzige kleine Kanone, die nicht einmal auf die Lavetten gebracht werden konnte, und die man abfeuern mußte, wie sie auf dem Deck lag. Als Munition hatten sie bloß zwei Kugeln, einige Puttingbolzen, den Klöppel von der Glocke des Speedwell und einige Säcke voll Strandkiesel. Als sie dem feindlichen Schiffe nahe kamen, sahen sie das Geschütz und die Pataraus desselben furchtbar drohend, und eine Menge Menschen auf dem obern Deck. Ihre im Sonnenschein funkelnden Waffen drohten, die Engländer wurden mit dem Schmäh-

worte „Englische Hunde“ herausgefordert, und man schickte ihnen zugleich einen Regen von großen und kleinen Kugeln, wodurch der Constabel getödtet und der Fockmast beinah ganz niedergeschossen ward. Dieser Empfang raubte auch dem Tollkühnsten den Muth, und sie hielten im Angriff inne. Zwar bald darauf ermannten sie sich von Neuem, ruderten wieder dicht ans feindliche Schiff hinan, und schossen auf dasselbe, so lange sie noch Kugeln hatten. Allein sie konnten ihm nichts anhaben, und standen nach drei vergeblichen Versuchen vom Kampfe ab.

Ihre Lage ward nun immer trostloser. Als sie auf jenes Schiff verzichtend weiter segelten, erhob sich ein Sturm, welcher vier Tage ohne Unterbrechung anhielt, während welcher Zeit sie alle Augenblicke ihres Untergangs gewärtig seyn mußten. Endlich legte sich der Sturm. Beim weitern Nachdenken darüber, was sie nun eigentlich vornehmen sollten, fiel ihnen die Schilderung ein, welche Frezier von der Insel Iquique *) gemacht hat, und Shelvock schlug der Mannschaft vor, sich dieser Insel zu bemeistern. Dieser

*) In der Nähe der Peruanischen Küste.

Vorschlag fand allgemeinen Beifall und man suchte nun die Insel auf. Erst nach drei Wochen erreichte man sie. Da man keinen Anker hatte, so mußte man mit der Barke in See bleiben, während das Boot an die Insel fuhr. Die Mannschaft desselben, nicht erschreckt durch einige sich am Strande zeigende Indianer, landete, begab sich sogleich nach dem Hause des Luogotenente oder Statthalters, brach in dasselbe ein, und plünderte es, und eben so das ganze Dorf. Sie gewann eine beträchtliche Beute an Gegenständen, die ihr gerade jetzt die allerschätzbarsten waren, nämlich 60 Bushel Weizenmehl, 120 Bushel Calwansen und Korn, eine Quantität getrocknetes Rindfleisch, Schweinefleisch, Schöpsenfleisch, und andere schätzbare Mundvorräthe.

Jetzt beschlossen sie, auf der Rhede von la Nasca *), (unterm sechzehnten Grade südlicher Breite,) und bei Pisco **) (unterm dreizehnten

---

*) Einer jetzt in Ruinen liegenden Stadt in der Nähe von Lima.

**) Hafenstadt an der Küste von Peru. Zwischen ihr und der Insel Cangallan ist oft ein sehr lebhaf-

Grade) ihr Glück zu versuchen. Mit dem frühesten Morgen schon waren sie vor la Nasca, und noch vor Tagesanbruch sahen sie ein großes Schiff. Mit dem Angriffe auf dasselbe ging es ihnen jedoch eben so wie neulich. Am folgenden Tage fuhren sie auf die Rhede von Pisco. Hier sahen sie wieder ein großes Schiff. Mit desperater Verwogenheit fuhren sie auf dasselbe zu und drohten wüthigen Angriff, fanden aber zu ihrer nicht geringen Freude hier gar keinen Widerstand, vielmehr den Capitän und die Officiere so erschrocken, daß sie mit abgezogenem Hute demüthig um Pardon baten. Es war ein schönes Schiff, Jesus Maria genannt, von ohngefähr zwei hundert Tonnen Last, jedoch bloß mit Pech, Theer, Kupfer und Planken beladen. Der Capitän bot als Ranzion sechzehn Hundert Piaster, allein bei dem jämmerlichen Zustande, in welchem Shelvock mit seinem eigenen Fahrzeuge sich befand, konnte er darauf nicht eingehen, sondern schätzte sich sehr glücklich, daß er nun ein Schiff hatte.

---

tes Hin- und Herfahren von Schiffen, und an der ganzen Küste in dieser Gegend sind gute Ankerplätze.

Nun steuerte er der Insel Gorgona in der Bai von Panama zu. Bei der Insel Plata, dem Vorgebirge San Francisco und der Insel Gorgonella vorbeikommend, erreichte er Gorgona am 2. December, und an ihrer nördlichen Spitze in ganz geringer Entfernung von der Küste, legte er sich vor Anker Um Mundvorräthe und Wasser einzunehmen, schlug jetzt Shelvock eine Landung auf der Insel Quibo vor (unter 7° 40′ nördl. Br.), welche er nach des berühmten Rogers Reiseberichte für bewohnt hielt. Am 13. Januar 1721 legte er sich zwischen Quibo und Quivetta vor Anker, in einer sandigen Bai, deren Umgebung Holz und Trinkwasser im Ueberflusse darbot. Am nächsten Morgen sahen sie zwei große Piroggen oder Piraguas, und zwar die eine mit Spanischer Flagge, der Insel Quivetta zusteuern. Der Premierlieutenant Shelvocks, Brooks mit Namen, verfolgte sie, überraschte die Mannschaft derselben an der Küste, nahm die Piroggen, und machte überdieß Zwei zu Gefangenen.

Am 25. Januar sahen sie auf der Leeseite der Insel, etwa zwei Leagues von ihr entfernt, ein Schiff, und machten Jagd auf dasselbe. Als sie

nahe genug waren, fanden sie es von Europäischer Bauart, und fürchteten, es möchte ein Spanisches Kriegsschiff seyn, gingen ihm daher sofort aus dem Wege, wozu der Wind günstig war. Bald darauf gewahrten sie ein auf ihr Schiff zuruderndes Boot. Dieß war die Pinasse des Succeß (des Clippertonschen Schiffes). Sie war von Clippertons Premierlieutenant, Davidson, commandirt. Das Erstaunen, als die Mannschaften dieser Fahrzeuge sich gegenseitig erkannten, war natürlich groß. Davidson konnte sich nicht genug verwundern, Shelvocken in so kläglichen Umständen hier anzutreffen, und andererseits begriffen Shelvock und seine Leute nicht, wie es möglich, daß während der ganzen langen Zeit, wo sie sich hier in der Südsee herumgetrieben, auch der Succeß in demselben Meere hin und her und auf und ab gesegelt sei.

Sie kreuzten nun gemeinschaftlich, in guter Ordnung und immer das Beste hoffend, an diesen Küsten bis zum 17. März, machten aber gar keine Prise. Beide Gesellschaften vertrugen sich überhaupt nicht mit einander, und in Folge von Mißhelligkeiten, die nicht zu beseitigen waren, trennten sie sich dann. Sie überhäuften sich bei dieser

Trennung Beide mit Schmähungen und Lästerungen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der eigentliche Sünder hier Shelvock war, wie schon oben erzählt worden ist, indem er sich weigerte, dem Contracte treu zu bleiben, den er mit den Rhedern geschlossen hatte.

Am 30. März Abends kam Shelvock auf der Rhede von Sonsonnate, und bei Sonnenuntergang gewahrte er ein vor Anker liegendes Schiff. Es war dann eine mondhelle Nacht; Shelvock sandte daher seinen Lieutenant ab, um zu spioniren, was dieß für ein Schiff, und wie sich gegen dasselbe zu betragen sei. Der Späher fand, daß es groß war, und mit wenigstens einer halben Batterie Geschützes drohte. Bei Tagesanbruch erkannte man deutlich, daß aufs Deck des Spanischen Schiffes eine Pulvertonne, die ohngefähr zehn Gallonen Pulver enthielt, gestellt, und an jedem Ende der Hauptmast- und Fockmast-Raaen, und am Bugspriet eine brennende Lunte befestigt war, woraus ganz deutlich der desperate Entschluß hervorging, daß man das Schiff in die Luft sprengen wolle, sobald die Engländer die Tollkühnheit hätten, es zu entern. Diese machten sich daher gleich auf

einen grimmigen Kampf gefaßt, fühlten aber doch allzugut, wie sehr sie in jeder Hinsicht diesem Spanischen Schiffe überlegen waren, als daß sie ihren auf dasselbe gemachten Plan hätten aufgeben können. Um 11 Uhr Vormittags segelte Shelvock mit äußerst günstigem Winde auf dieß Schiff zu, und ließ gleich sein Musketenfeuer so lebhaft auf die vom Feinde aufgestellte Pulvertonne spielen, daß die Explosion alsbald erfolgte, welche natürlich nun nicht eine so schreckliche war, als der Feind auf den Fall, daß er geentert würde, sie projectirt hatte. Es wurden noch einige Schüsse gethan, und die Spanier ergaben sich dann. Dieses Schiff hieß Sacra Familia (die heilige Familie), war von dreihundert Tonnen Last, hatte sechs Kanonen und eine Bemannung von siebenzig Personen. Diese Mannschaft war auch mit kleinem Gewehr äußerst gut versehen.

Auf Shelvocks Schiff ward jetzt der Wassermangel so groß, daß die Ration für vierundzwanzig Stunden auf ein Nößel reducirt ward. Er steuerte daher nun nach Amapalla, wohin man noch einen Weg von fünfunddreißig Leagues hatte. Der Wind war günstig, und am 10. war

man glücklich dort angelangt. Als man in den Meerbusen eingefahren war, hoffte man auf der einen der kleinen Inseln, von denen man hier umgeben ist, der Tiger-Insel, Wasser zu finden, in dieser Hoffnung aber fand man sich getäuscht. Nach langem, mit viel Gefahr verknüpften und doch fruchtlosen Suchen, nicht nur auf der Tiger-Insel, sondern auch auf einigen anderen, war man auch nicht eines Tropfens Wasser ansichtig geworden. Die Noth ward erstaunlich groß, doch errettete endlich aus ihr die sehr glückliche und unerwartete Erreichung der Insel Cano, unterm neunten Grade nördlicher Breite. Einer der Officiere, Randall, sah hier ein fließendes Wasser, wagte sich im Boote durch die äußerst gefährliche Brandung hindurch, und kehrte bald darauf zu unaussprechlicher Freude der ganzen Mannschaft mit angefüllten Tonnen zurück.

Am 19. Mai sah man in weiter Ferne ein Schiff, und setzte alle Segel bei, um es zu erreichen. Ueber diesem Bestreben verfloß aber ein ganzer Tag, und man kam dennoch nicht zum Zweck. Doch bekam man sehr deutlich eine Barke zu Gesicht, in welcher, wie sich dann

fand, vier Engländer und fünf Spanier nebst vielen Matrosen waren. Die Nacht brach ein, man setzte alle Segel bei, um diese Barke zu erreichen, es gelang aber doch nicht eher, als am Morgen, wo man endlich nur noch einen Büchsenschuß weit von ihr entfernt war. Shelvock ließ sogleich die Englische Flagge aufstecken, eine Kanone abfeuern, und von einem Matrosen eine Friedensflagge in die Luft schwenken. Die Englische Flagge aber bewog die Barke nur, auf sie Feuer zu geben, das ganze Deck derselben ward von Menschen angefüllt, und diese stießen eine Menge grober Schimpfworte auf die Engländer aus. Die Engländer antworteten darauf nicht eher, als da sie ganz dicht ans Schiff hinan waren. Nun schickten sie Einen, der Spanisch sprechen konnte, ans Bugspriet-Ende hin, und ließen durch ihn den Spaniern sagen, man segele nach Panama, wünsche mit ihnen in friedlichen Verkehr zu kommen, und hoffe, daß sie wenigstens einige Achtung für die weiße Flagge, die sie aufgesteckt sähen, haben würden. Allein die Spanier fuhren fort, zu schießen. Aus dem ruhigen Benehmen der Engländer den ganz falschen Schluß machend, der Grund davon sei ihre Ohn-

macht und Unfähigkeit zum Kampfe, gingen sie jetzt darauf aus, das Englische Schiff zu entern. Nun riß bei den Engländern der Faden der Geduld. Sie machten einen wüthigen Angriff, wodurch sie auch sogleich sehr bedeutend in Vortheil kamen. Indeß auf einmal trat Windstille ein, diese verhinderte das projectirte schnelle Entern und der Kampf währte nun — in bloßer Büchsenschusses-Weite noch zwei bis drei ganze Stunden. Endlich kam wieder ein Lüftchen, welches den Engländern günstig war, sie kamen dem Schiffe ganz nahe, und der Muth der Spanier erschlaffte nun plötzlich. Der Capitän zwar zeigte immer noch große Bravour, stellte sich furchtlos an die Spitze der Fechtenden, und ermunterte sie zur Ausdauer. Allein eine Kugel durchbohrte ihn jetzt, und er sank todt ihn. Nun war unter seiner Mannschaft nur Eine Stimme, man solle aufhören zu fechten, und es ertönte ein lautes Geschrei um Pardon. Randall und noch Zwei oder Drei bestiegen unverzüglich das Schiff, und fanden die Spanier in sehr demüthiger Stellung und ihr Flehen um Gnade fortsetzend. Trotz ihres vorhin äußerst schändlichen Benehmens, da sie gegen alles Point

d' Honneur und militärisches Herkommen das Aufstecken einer Friedensflagge mit Fortsetzung der Feindseligkeiten erwidert hatten, that man doch Keinem etwas zu Leide.

Die noch anhaltende Windstille aber verzögerte die Besetzung der Prise (der Name derselben war das heilige Sacrament), und die Engländer mußten Randalln mit seinen Begleitern allein drüben lassen. Erst am 22. Mai folgten ihnen Mehrere nach. Mit Entsetzen fanden diese das obere und untere Deck des Spanischen Schiffes von Blut überströmt, und im ganzen Schiffe nicht einen einzigen lebenden Menschen. Es litt gar keinen Zweifel, daß ihre Cameraden von den Spaniern während der Nacht im Schlafe ermordet worden. Im Schlafe mußte es geschehen seyn, weil die fünf Spanier bereits entwaffnet worden waren und die gut bewaffneten Engländer zu überwältigen ganz unvermögend gewesen seyn würden. Diese Ruchlosigkeit war jedoch höchst wahrscheinlich auch den Mördern sehr schlecht bekommen. Sie hatten nämlich kein Boot gehabt, und man mußte daher schließen, daß sie beim Kommen der Engländer sich gar

nicht anders als durch Springen über Bord vom Schiffe hätten entfernen können. Auf demselben zu bleiben, durften sie sich nicht unterstehen, da sie natürlich für ihre entsetzliche Gräuelthat durch einen noch weit jämmerlichern Tod, als das Ertrinken ist, würden haben büßen müssen. Sie hatten also wahrscheinlich die letztere Todesart vorgezogen. Um das Blut auf dem obern Deck den Blicken der Engländer noch einige Zeit zu verbergen, hatten sie dasselbe ganz mit Wolle, die sie aus den Betten genommen hatten, belegt, und man machte die schauderhafte Entdeckung nicht eher, als da diese Wolle hinweg geräumt war.

Man mußte, ehe man weiter segelte, sich wieder mit Wasser versorgen. Die Insel Quibo schien zu gefährlich dazu, da sie allzusehr in der Nähe von Panama ist, man beschloß daher, wieder nach der Insel Cano zu fahren. Dieß glückte, und man hatte bald so viel Wasser, als man brauchte.

Am 13. August waren sie mit Tagesanbruch in der Nähe von Puerto Seguro, welches durch seine drei weißen Felsen, die viel Aehnlichkeit mit den sogenannten Needles (Nadeln) der In-

sel Wight haben, schon in beträchtlicher Ferne sehr in die Augen fällt. Sie fuhren in die Bai, und sahen sich schnell von Piroggen der Eingebornen umgeben. Auch an der Küste wimmelte es von Eingebornen, und ihr Getümmel nahm immer mehr zu. Kaum hatten die Engländer sich vor Anker gelegt, als eine Menge in ihre Nähe kam, theils schwimmend, theils in ihren Fahrzeugen. Erstere waren am 18. mit Wassereinnehmen und der übrigen Verproviantirung fertig, und bereiteten sich zur Abreise. Den Vormittag beschäftigten sie sich noch mit Vertheilung einer großen Menge Zuckers unter die Weiber der Eingebornen. Den Männern gaben sie Messer, alte Aexte, altes Eisen, u. dgl., wofür sie von denselben Bogen und Pfeile, Beutel von Hirschhaut, lebendige Füchse, Eichhörnchen und dergleichen mehr empfingen.

Am 21. August hatten sie den Anblick einer 110 Leagues vom Vorgebirge San Lucar entfernten westsüdwestlich liegenden Insel. Sie bemüheten sich, dieselbe zu erreichen und näher in Augenschein zu nehmen, weil es eine noch ganz unbekannte war, allein die Nacht brach ein, und

sie konnten die Zeit nicht mit dieser für sie wenig Interesse habenden Untersuchung verschwenden. Die Mannschaft gab dieser Insel den Namen des Capitäns.

Von ihr steuerte man bis zum dreizehnten Grade nördlicher Breite hinauf, ward aber zwei bis drei Tage lang von Westwinden aufgehalten. Vierzehn Tag nach Verlassung der Californischen Küsten riß unter der Mannschaft, die bis dahin einer sehr guten Gesundheit fast ununterbrochen genossen hatte, plötzlich eine Krankheit ein, die hauptsächlich in einer auffallenden Magenschwäche bestand. Sie ward dem unmäßigen Genusse von eingemachten Früchten zugeschrieben, deren man mit den gemachten Prisen eine sehr große Menge erhalten und in deren Genusse man eine Zeitlang geschwelgt hatte.

Sie steuerten nun der Insel Formosa zu, deren Anblick sie nicht eher als am 3. November bekamen, in welcher Zwischenzeit die Krankheit unter der Mannschaft sehr um sich gegriffen hatte. Sie wünschten in den Hafen von Macao einzulaufen, aber nicht eher als am 10. fanden sie die Möglichkeit, auf den rechten Weg

zu kommen. Als sie zwischen zwei sehr nahe bei einander liegenden Inseln hinfuhren, gewahrte sie von fern einen Fischer, und dieser machte aus der ängstlichen Sorgfalt, mit welcher die Engländer sich ihren Weg suchten, gleich den Schluß, daß dieß Fremdlinge und mit der Fahrt in diesen Regionen Unbekannte seien. Er machte ihnen Zeichen, daß sie beilegen sollten, er wolle zu ihnen heran kommen. Dieß geschah. Man machte ihm begreiflich, daß man in den Hafen von Macao wolle, und nun gab er zu verstehen, daß er mit diesem Wege recht gut bekannt sei und sie als Lootse dahin bringen wolle, wenn sie ihn gut bezahlen, nämlich ihm so viel Silberstücke geben wollten, als er ihnen jetzt Fische vorzähle. Hierauf zählte er ihnen aus seinem Korbe vierzig kleine Fische zu. Sie warfen ihm dafür vierzig Piaster in seinen Hut, ließen sich von ihm lootsen, und ankerten am folgenden Tage glücklich auf der Rhede von Macao, unfern der Mündung des Flusses Canton.

Sie waren nicht lange da, als sie einen Besuch von einer großen Anzahl ihrer Camera-

den vom Succeß erhielten, die nicht wenig erfreut waren, ihre Geschichte zu hören.

Für die Erlaubniß, hier zu ankern, forderte der Chienesische Hoppo von Shelvocken ganz unverschämt die enorme Summe von sechs Tausend Tahels, und zwar obendrein mit der äußerst harten Bedingung, daß für jeden Tag Verzug in Auszahlung des Geldes noch fünfhundert Tahels mehr gegeben werden sollten, weil ihm hauptsächlich daran gelegen war, das Geld sogleich in seine Hände zu bekommen, aus Furcht, die Schuldner möchten ihm entschlüpfen. In diese Pön von fünf Hundert verfiel man auf Einen Tag, und zahlte dem Chinesen also sechstausend fünfhundert Tahels, welches damals so viel war, als 2166 Pfund Sterling. Shelvock verhandelte hier sein Schiff für zwei Tausend Tahels, und überlieferte diese Summe und den Rest seiner Effecten der Ostindischen Compagnie. Am Schlusse des Decembers 1722 begab er sich an Bord des Cadogan, eines vom Capitän John Hill commandirten Schiffes, um nach England zu reisen. Er erreichte glücklich das Vorgebirge der guten Hoffnung, hatte von da eine

sehr angenehme Ueberfahrt nach Sanct Helena, wo man einige Zeit verweilte, und kam endlich wohlbehalten nach England, wo er die Geschichte seiner Fahrten im Druck erscheinen ließ.

Joris Spilbergen.

In den Jahren 1614 bis 1617.

(Diese und die beiden folgenden Weltumseglungs-Geschichten — die von Le Maire und Schouten und von Chermite — gehören einer weit früheren Zeit an, als die zuletzt gegebene von Shelvock. Allein ich wollte lieber die chronologische Ordnung unterbrechen, um in desto ununterbrochener Reihe die sämmtlichen Erzählungen von den Bucaniers-Reisen auf einander folgen lassen zu können. Die Bucaniers oder Flibustiers sind eine allzu merkwürdige Gattung von Seefahrern, und beinahe zwei Jahrhunderte hindurch haben ihre Unternehmungen die Aufmerksamkeit der alten und neuen Welt allzusehr in Anspruch genommen, als daß man bei einer Darstellung der Weltumseglungen sich enthalten könnte, ihre Geschichte weitläuftig mit abzuhandeln. Ihre Großthaten sowohl als Unthaten sind wechselsweise der Gegenstand histo-

rischer und romantisirender Darstellungen geworden, man hat sie der Welt bald als große Seehelden bald als bloß kühne und mit Character-Energie begabte Verbrecher geschildert. Das ganz unparteiische Urtheil über sie kann nicht anders ausfallen, als daß sie trotz all der Verruchtheit, die ihrem Streben bald mehr bald weniger beigemischt war, — gar sehr dazu beigetragen haben, jenen seemännischen Geist anzufachen und zu entzünden, welcher im Charactergepräge mancher modernen Völker der Hauptzug ist, und welcher vorzugsweise vor allen anderen Nationen der Erde die Britten characterisirt, die durch denselben den Gipfel der Macht, auf dem man sie jetzt erblickt, errungen haben.) *)

Im Jahr 1614 rüstete die Holländische Ostindische Compagnie eine Flotte aus, welche nach den Molucken oder Gewürzinseln se-

---

*) Bei der Deutschen Bearbeitung von des Schiffscapitän Prior Sammlung hat man im Ganzen diese Ansicht getheilt, doch die Hin- und Herfahrt der Bucaniers nicht eben für so wichtig gehalten, daß man sie überall mit dem ganzen Detail, dessen der Engländer sie gewürdigt hat, hätte erzählen sollen.

geln und den Weg durch die Magellanische Meerenge und die Südsee nehmen sollte. Joris Spilbergen, ein sehr erfahrner Seemann, der schon als Admiral eine Flotte nach Ostindien geführt hatte, ward mit dem Commando beauftragt, und erhielt die Vollmacht von den hochmögenden Generalstaaten selbst. Die Flotte bestand aus sechs Schiffen, der Sonne, (welche das Admiralschiff war), dem halben Monde, dem Aeolus, dem Morgensterne, dem Jäger und der Seemöve. Sie waren ebensowohl zum Handel als zum Krieg ausgerüstet; jedes Schiff hatte Kaufleute und Supercargadeurs, und sowohl für die mercantilischen als die nautischen Angelegenheiten sollten die Berathschlagungen durch eigends dazu angestellte Officiere geschehen.

Am 8. August verließen sie den Texel, dann blieben sie einige Zeit bei der Insel Wight vor Anker. Am 29. September sahen sie um einen im Meere schwimmenden Mastbaum eine ungeheuere Menge von Fischen, und das Admiralschiff fing eine Quantität derselben, die für zweihundert Menschen ausgereicht hätte. Am 3. October segelten sie bei der Insel Madeira

vorbei, und am 20. December legten sie sich an der Ilha Grande an der Brasilischen Küste vor Anker, schlugen Zelte an der Küste für ihre Kranken auf, und gaben zur Bedeckung derselben eine starke Escorte hinüber. Sie wollten die ganze Flotte hier mit Wasser verproviantiren, allein die dazu abgeschickten Matrosen waren unvorsichtig, wurden von den gegen die Holländer damals feindseligen Portugiesen überfallen, größtentheils niedergehauen, und verloren drei Böte. Zu gleicher Zeit brach auf dem Schiffe der halbe Mond eine Empörung aus, indem ein Theil der Mannschaft desselben sich mit einigen der auf der Seemöve befindlichen Leute dazu verbunden hatte, sich dieser beiden Schiffe und der Galliote zu bemächtigen und zu desertiren. Zwei der Empörer wurden zum Tode verurtheilt und ohne Aufschub hingerichtet. Die Mannschaft der Seemöve ward unter die der übrigen Schiffe gesteckt.

Am 26. Januar 1615 caperten sie ein Portugiesisches Schiff. Es war mit keinen großen Schätzen beladen. Man hoffte, die an Bord desselben befindliche Mannschaft gegen einige der neulich beim Wassereinnehmen gefangenen Hol-

länder, von denen man wußte, daß sie noch am Leben waren, auswechseln zu können, allein die Portugiesen wollten sich dazu nicht verstehen, man vernichtete es daher durch Feuer und behielt die brauchbarsten Individuen von der Mannschaft desselben zum eigenen Dienst.

Am 31. hatte wieder eine mit Wassereinnehmen beschäftigte Truppe das Unglück, vom Feinde überfallen zu werden. Vier Holländer wurden getödtet; doch gelang es, die Portugiesen zurückzutreiben.

Am 4. Februar setzte die Flotte ihre Reise fort, und bestimmte sich auf den Fall einer Trennung die Bai von Cordes (in der Magellanischen Meerenge) zum Wiederversammlungsorte. Am 8. März kamen sie vor das Jungfrauen-Vorgebirg. Am 17. fuhren einige Schiffe der Flotte in die Meerenge hinein, die übrigen aber wurden durch den Wind aus ihr zurückgetrieben. Als sie so getrennt waren, brach auf der Seemöve abermals eine Empörung aus, ward jedoch, da die Empörer sich betrunken hatten und über die Wahl eines neuen Capitäns nicht einhällig werden konnten, auch wieder

glücklich gedämpft. Die beiden Hauptanführer wurden durch einstimmigen Ausspruch zum Ertränken verurtheilt, welches Urtheil man auch sogleich vollzog. Ueber den ganzen Vorfall ward ein umständlicher Bericht niedergeschrieben, den Alle unterzeichnen und dadurch die Wahrheit desselben anerkennen mußten.

Der Winter stand jetzt ganz nahe bevor, und da man überdieß fortwährend widrigen Wind hatte, so fanden einige Officiere und Kaufleute sich bewogen, den Admiral aufs Gewissen zu fragen, wie er eigentlich seinen Plan gemacht habe, und was er zu thun gesonnen sei, wenn das Project, durch die Magellanische Meerenge in die Südsee zu segeln, sich nicht realisiren lasse. Spilbergen antwortete determinirt: „Mein Auftrag ist, durch die Magellanische Meerenge in die Südsee zu fahren, da wir die anderen dahin führenden Wege nicht kennen. Eure Schuldigkeit ist, möglichst dafür Sorge zu tragen, daß wir immer unzertrennt bleiben!"

Am 29. verschwand ganz plötzlich das Schiff die Seemöve, das man doch am vorigen Tage immer sehr nahe gehabt hatte. Man argwöhnte gleich, daß es geflissentlich desertirt sei.

Am 5. April bekam man guten Wind und fuhr mit ihm in die Straße ein. An der Küste des Feuerlandes sah man einen Wilden von colossaler Statur, der auf einer Anhöhe stand und sich im Anblicke der Schiffe weidete. An der Küste des Festlandes sah man Strauße, welche mit solcher Schnelligkeit liefen, daß kaum ein Pferd sie würde haben einholen können. Auf einer Insel nahe bei der Mündung der Straße lagen zwei Leichname von Eingebornen, die in Häute von Pinguinen gewickelt und nur ganz leicht mit Erde bedeckt waren. Einer war von gewöhnlicher Statur, der andere aber dritthalb Fuß länger.

Mehrere Eingeborne kamen in der Cordes-Bai ganz nahe an die Schiffe, und man beschenkte sie mit Messern und allerhand Kleinigkeiten, wofür man von ihnen Zierrathen aus Perlemutter erhielt. Auf einmal aber stellten sie ihre Besuche ein, und man konnte die Ursache davon nicht ergründen. Am 24. segelte man aus der Cordes-Bai wieder ab. Am 1. Mai ward ein Trupp abgeschickt, um sich mit dem Sondiren oder Lothen zu beschäftigen, Einige davon gingen ans Land, um Vögel zu schießen, hatten

aber das Unglück, von bösartigen Eingebornen überfallen zu werden, welche ihnen zwei Mann tödteten. Am 6. endlich erreichten sie bei sehr günstiger Witterung die Südsee. Am 21. bekamen sie die Küste von Chile zu Gesicht, und am 25. legten sie sich in der Nähe der Ostseite der Insel Mocha, eine halbe League von der Küste entfernt, vor Anker.

Am nächsten Morgen begannen die Eingebornen, mit der Mannschaft einiger abgeschickten Böte sich in einen ganz friedlichen Tauschhandel einzulassen, und gaben Schafe, Ziegen, Federvieh und Vegetabilien für Aexte, Messer, Glascorallen und andere Europäische Waaren. Der Häuptling der Insel erschien mit seinem Sohne selbst, um dem Admiral einen Besuch abzustatten, und blieb die ganze Nacht an Bord. Diejenigen von der Mannschaft, welche die Eingebornen selbst am Lande in ihren Hütten besucht hatten, versicherten, daß sie in denselben sehr tractable Menschen gefunden. Nur hatten sie ihnen nicht erlaubt, das Innere ihrer Häuser selbst zu betreten, oder ihren Weibern sich zu nähern. Ja, diese Wilden gaben, als sie ihre verkäuflichen Sachen alle an die Holländer abgesetzt, diesen durch sehr deutliche Zei-

chen zu verstehen, sie möchten sich nun wieder nach ihren Böten zurückbegeben und aus dieser Gegend entfernen. Alles, was noch an sie verhandelt werden sollte, schafften die Eingebornen an den Strand. Der Holländische Admiral hatte Klugheit und Menschlichkeit genug, dem gegebenen Winke zu folgen, und mit dem Benehmen der Eingebornen eben so zufrieden, wie diese es mit dem der Holländer zu seyn schienen, segelte man ab.

Am 29. ankerte man bei der Insel Santa Maria, und um zu sehen, ob man in einem friedlichen Tauschhandel Mundvorräthe von den Eingebornen bekommen könne, schickte man Böte ans Land. Diese fanden aber, daß Spanier auf der Insel hausten, was keine erfreuliche Entdeckung war. Indeß ward eine Unterhandlung angeknüpft. Ein Spanier lud die Holländischen Officiere zu einem Mittagsmahl zu sich ein. Diese nahmen die Einladung an, allein entweder argwöhnten sie, daß der Spanier etwas Böses im Sinne habe und sich ihrer bemächtigen wolle, oder fühlten sich stark genug, sich ihren Bedarf ohne Handel und mit Gewalt zu verschaffen, kurz sie waren kaum im Hause des Spaniers beisam-

men, als sie wieder aufbrachen, denselben zum Gefangenen machten, sich an die Spizze von drei so eben landenden Compagnien von Soldaten und Matrosen stellten, und im Lande plünderten. Sie trieben fünfhundert Schafe weg, und raubten eine große Quantität Weizen, Gerste, Bohnen und Federvieh. Von ihrem Gefangenen hörten sie, daß der Vicekönig von Peru schon seit einigen Monaten von der Ankunft Holländischer Schiffe in diesem Meere unterrichtet sei, und daß schon im April drei Spanische Schiffe bei Santa Maria gewesen, um sie aufzusuchen. Eine noch größere Zahl rüste man zu ihrer Zerstörung in Lima aus.

Auf diese Nachricht beschloß Spilbergen mit Einwilligung der Kaufleute seiner Flotte, auf Zerstörung der Spanischen auszugehen, wozu er sofort die seinige so gut wie möglich in Stand setzte. Am 1. Juni trat er die Fahrt nach Lima an. In Conception landete er und steckte einige Häuser in Brand. Bei Valparaiso sah er die Spanier selbst eines ihrer Schiffe verbrennen, damit es nicht in die Gewalt der Holländer kommen könnte. Bei Quintero ließ er Wasser einnehmen, zu welchem Behuf Schanzen aufge-

worfen werden mußten, durch welche man den Feind abwehrte. Am 16. Juli hatten sie schon Arequipa erreicht, wo sie ein kleines nach Callao gehendes Schiff caperten, dessen Ladung aus Oliven und baarem Gelde bestand. An demselben Tage kam ihnen die Spanische Flotte zu Gesicht. Sie bestand aus acht Schiffen.

Diese waren die Santa Maria, das Admiralschiff, von vierundzwanzig Kanonen und 460 Mann; die Santa Anna, von vierzehn Kanonen und 300 Mann; der Carmel, von acht Kanonen und 250 Mann; der Santiago von acht Kanonen und 200 Mann; der Rosenkranz, von vier Kanonen und 150 Mann. Die übrigen drei waren ohne Geschütz, doch reichlich mit Musketen versehen.

Am ganzen 17. bemühten sich beide Flotten, einander zu nahen, was aber erst wegen zu schwachen Windes in der Nacht gelang. Der Spanische Admiral Don Rodrigo de Mendoza beschloß, trotz dem davon abmahnenden Rathe seines Viceadmirals, Pedro Alvarez de Pulgar, einen nächtlichen Angriff, und kam um 10 Uhr dicht ans Holländische Admiralschiff heran.

Sie hatten erst beide ein Gespräch mit einander, dieß machte aber bald einer weniger harmlosen Conferenz Platz, und das Schießen begann. Erst wurden bloße Musketen abgefeuert, dann aber folgte eine lebhafte Kanonade. Die übrigen Schiffe beider Flotten kamen nach und nach ebenfalls herzu, doch waren wegen der Windstille die beiden Admiralschiffe sich eine ziemlich lange Zeit allein gegenüber. Die Kanonade war von ununterbrochener Schlachtmusik begleitet. Endlich ward das Gefecht allgemeiner, allein die Dunkelheit ward zu groß, die zwei Flotten verloren sich allmählig von einander, und die Schiffe wurden sehr zerstreut. Eines der Spanischen Schiffe indeß, der San Francisco, welches bloß kleines Gewehr hatte, ward in den Grund gebohrt.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch ward das Spanische Admiralschiff von den andern sehr weit entfernt, und diesen günstigen Umstand machte sich Spilbergen zu Nutze, so daß jenes das Feuer beinah der sämmtlichen Holländischen Schiffe auszuhalten hatte. Der Spanische Admiral und Viceadmiral, nicht länger fähig, der Uebermacht zu trotzen, wollten sich mit ihren Schiffen durch die Flucht retten, allein die

Santa Anna, das Schiff des Viceadmirals war vom Feinde hart bedrängt, Mendoza mußte ihr zu Liebe noch ausharren und ihr beistehen. Als es nahe daran war, daß sie in den Grund gebohrt ward, ergab sie sich, und nun segelte das Admiralschiff, so schnell es nur konnte, davon. Man schickte gleich zwei Böte an Bord der Prise, auf welche ein Capitän gegeben war, mit dem Auftrage, den Viceadmiral als Gefangenen mitzubringen. Dem Spanier jedoch erlaubte sein Stolz nicht, sich dazu zu bequemen. Mitten in der Nacht von seinem Schiffe zu gehen, wenn nicht der holländische Admiral selbst ihm die Ehre anthue, ihn abzuholen, schien ihm viel zu infamirend. Der Capitän kehrte zurück. Ehe aber noch andere Anordnungen getroffen waren, ging die Santa Anna, die durch die Kanonenschüsse in einem höchst kläglichen Zustande war, schon unter, und nicht nur der Viceadmiral selbst — zum Lohne für sehr übel angebrachten Rangstolz — sondern auch der größte Theil der Mannschaft kam dabei ums Leben. Am andern Morgen bekam man wieder einige der Spanischen Schiffe zu Gesicht, allein das Admiralschiff war ebenfalls verschwunden, und

da in der ganzen Nacht Windstille gewesen war, so schloß man, daß es dasselbe Schicksal gehabt, wie die Santa Anna. Den Holländern waren in diesem Kampfe vierzig Mann getödtet und funfzig bis sechzig verwundet worden.

Die Sieger steuerten nun gerade nach Callao, fanden aber die Batterien dieser Stadt zu stark, als daß sie einen Angriff hätten wagen können; sie segelten daher weiter nordwärts. Ein kleines Schiff, mit Salz und Zucker beladen, fiel in ihre Hände. Am 8. August ankerten sie bei Payta. Diese Stadt ward ausgeplündert und in Brand gesteckt. Die Beute, die man machte, war jedoch nur unbedeutend. Sie blieben einige Tage hier, und Spilbergen erhielt von der Donna Paula, der Gemahlin des Gouverneurs, ein Geschenk von Früchten geschickt, mit der Bitte, einige von den Spanischen Gefangenen frei zu geben. Diese ward ihr nicht abgeschlagen. Da man nicht genug Mundvorräthe an Bord hatte, so schickte man Böte nach den Lobos-Inseln (Lobos de la Mar), unfern der Bai von Payta, um dort auf die Robben Jagd zu machen. Man fand aber das Fleisch derselben allzu unschmackhaft, und verfolgte sie dann weiter nicht.

Die Mannschaft fing zwei merkwürdige Vögel, an Größe und Aussehn den Adlern sehr ähnlich. Auch ward eine Balse, ein Peruvianisches Fahrzeug, das aus bloßen zusammengebundenen Balken besteht, gecapert, welches eine sehr willkommene Prise war, da sie eine sehr große Menge eingesalzener Fische führte.

Am 21. August verließen sie Payta, segelten nordwärts und beschlossen bei einer Berathschlagung, der Cocus-Insel zuzusteuern, wo sie Erfrischungen zu finden hofften. Einfallende stürmische Witterung aber verhinderte sie daran, diese Insel zu finden, und nun nahmen sie ihre Richtung nach der Küste von Neuspanien. Am 10. October legten sie sich unfern dem Eingange des Hafens von Acapulco vor Anker. Am folgenden Tage fuhren sie in denselben ein. Es erfolgten einige Schüsse von der Citadelle, da aber Spilbergen eine Friedensflagge aufsteckte, so beruhigte man sich dabei, und beide Theile ließen sich nun gegenseitig unangefochten. Doch hielt sich auch jeder in Bereitschaft zum Kampfe, auf den Fall, daß Verrätherei den Frieden brechen sollte. Am 12. ward mit dem Gouverneur ein förmlicher Vertrag geschlossen, des-

sen Bedingungen waren, daß beide Theile sich aller Feindseligkeiten enthalten sollten, daß der Holländische Admiral alle Spanische Gefangenen, die er noch habe, freigeben solle, und daß die Spanier die Flotte mit dreißig Ochsen, funfzig Schafen, einer großen Quantität Federvieh, Früchten, Holz und Wasser versorgen sollten. Diese freundschaftliche Uebereinkunft war für Beide sehr nutzenbringend, der eine Theil verwahrte dadurch seine schöne Stadt vor Zerstörungen, der andere verschaffte sich dadurch einen weit größern Gewinn, als die Zerstörungen selbst ihm verschafft haben würden. Auch ward dieser Vertrag von Beiden unverbrüchlich gehalten.

Am 18. October verließen die Holländer diesen Hafen. Am 26. caperten sie ein Schiff, das jedoch außer einigen Mundvorräthen keine Schätze darbot. Am 10. November ankerten sie vor dem Hafen von Salagua, und schickten zwei Böte hinein, um einen Fluß zu untersuchen, von welchem die Gefangenen ihnen versicherten, daß er sehr reich an herrlichen Fischen sey, und an seinen Ufern schöne Citronen und andere Fruchtbäume habe, in der Entfernung von etwa zwei

Leagues aber große Viehweiden. Wirklich fanden die Böte Alles so, wie diese Schilderung es enthielt, doch waren sie zu mißtrauisch, als daß sie eine Landung hätten wagen sollen, da sich überall Fußstapfen von Menschen, welche Schuhe trugen, zeigten, obgleich jene Gefangenen versichert hatten, daß die Anwohner dieses Flusses bloß Indianer seien.

Am folgenden Tage fuhr der Admiral mit einer Schaar von zweihundert Menschen selbst den Fluß hinauf, und landete. Aber trotz dieser starken Anzahl ward er sogleich von einem beträchtlichen Haufen von Spaniern, die sich in den Wäldern verborgen hatten, angegriffen. Nach einem sehr hitzigen Kampfe schlug er sie zurück, hatte aber dabei zwei Todte und sieben Verwundete. Er fürchtete, in noch weit größere Gefahr zu kommen, und eilte daher, zumal da auch die mitgebrachte Munition ziemlich verschossen worden war, wieder auf die Schiffe zurück.

Am 15. segelten sie nach Porto de Natividad, welches nur drei bis vier Deutsche Meilen entfernt ist, und hier nahmen sie Wasser ein,

ohne angefochten zu werden. Am 20. verließen sie es, und nahmen sich vor, in der Gegend des Cap San Lucas herumzukreuzen, um dem großen Registerschiffe von Manilla oder andern von daher kommenden Schiffen aufzulauern. Man bekam aber keineswegs einen Wind, der diese Speculationen begünstigte, und so ward beschlossen, sich geradezu auf den Weg nach Ostindien zu wagen. Am 3. December verließ man die Americanische Küste und steuerte den Ladronen zu, zu welcher Fahrt der Wind sehr günstig war. Am 3. sah man zwei Inseln. Die Lootsen erstaunten darüber, da sie hier, in so geringer Entfernung vom Festlande, mit gar keinen Inseln bekannt waren.

Am 4. mit Tagesanbruch sah man in großer Entfernung einen Felsen, den man Anfangs für ein heransegelndes Schiff hielt, und dem man daher zusteuerte, bis man die Täuschung erkannte. Dieser Felsen liegt unterm neunzehnten Breitengrade, und ist vom Festlande fünfundfunfzig Deutsche Meilen entfernt.

Am 6. Nachmittags war man unter 18° 20' nördlicher Breite. Noch an demselben Tage sah

man wieder eine Insel, und täuschte sich beim Anblicke der fünf Berge, welche sich von ihr erheben, so daß man fünf Inseln zu sehen glaubte. Schon die Spanier hatten früher diese Berge für Inseln gehalten und ihnen den Namen gegeben (Santo Tomas de Grijalvo, Santo Tomas de Villabasa, Roca Partida, La Annublada).

Bis zum 1. Januar 1616 segelte man nun immer westwärts, und der Wind blieb fortdauerd dazu günstig. Aber die Zahl der Kranken an Bord vermehrte sich bedeutend und einige starben. Am 23. endlich erreichten sie die Ladronen, und kauften Mundvorräthe. Am 9. Februar waren sie im Angesicht der Philippinen. Dann fuhren sie durch den Canal San Bernardino, und gegen Ende des Monats ankerten sie vor der Bai von Manilla, wo sie bis zur Mitte Aprils bleiben wollten, weil sie hofften, daß während dieser Zeit reichbeladne Kauffahrteischiffe von China dort anlangen würden. Sie caperten eine Menge kleiner mit Früchten, Federvieh und mancherlei anderm Proviant beladener Fahrzeuge, theils Chinesische, theils Japanische, theils Spanische. Man be-

hielt Alles, bloß die Mannschaften gab man frei.

Zu Anfange März bekam Spilbergen Nachricht, daß die Spanier ihre sämmtlichen, in der Gegend von Manilla zu ihrer Disposition stehenden Schiffe nach den Molucken (Gewürzinseln) abgeschickt, um dort den Holländern die Spitze zu bieten. Diese Flotte bestehe aus zehn großen und acht kleinen Schiffen, und sie sei mit Truppen und vielen Ausländern bemannt. Schon am 4. Februar habe sie die Bai von Manilla verlassen.

Ueber diesen Gegenstand ward nun sogleich in einem Convent der sämmtlichen Officiere berathschlagt, und der Entschluß gefaßt, ohne Verzug nach den Molucken zu segeln und den bedrängten Landsleuten beizuspringen. Zuvor schickte man eine der gemachten kleinen Prisen, die mit Chinesern bemannt war, mit einem Briefe an den Gouverneur von Manilla ab. Gegen diesen erbot sich der Holländische Admiral zu einer Auswechselung der Gefangenen, da er deren eine Anzahl an Bord hatte, und in Manilla ebenfalls noch eine große Anzahl Holländischer Gefangenen

lebte. Am 8. Februar caperten sie noch vier Champans, eine Art kleiner Fahrzeuge, die in jenen Meeren gebräuchlich ist. Sie warteten zwei Tage auf Antwort vom Gouverneur, aber vergeblich. Dann segelten sich nach den Molucken ab und erreichten glücklich am 29. Ternate.

Hier leistete Spilbergen der allerdings hart bedrängten Holländischen Nation sehr wesentliche Dienste, nicht nur als Krieger, sondern auch als Kaufmann und Negociateur (Friedensvermittler). Er weilte in der Nähe der Molucken bis zum Schlusse des Jahres, segelte dann nach Europa ab, und erreichte es ohne Unfälle. Ein sehr guter Ruf war ihm vorausgegangen, und so ward ihm ein ehrenvoller Empfang. Der Verfasser der im Druck erschienenen Erzählung seiner Fahrten (welches nicht Spilbergen selbst ist) hat eine Angabe, welche, wenn sie richtig ist, eine bedeutende Macht der Holländisch-Ostindischen Compagnie in jener Zeit beweist. Er sagt, daß sie im Juli 1616 (wo doch ihre dortige Macht erst im Entstehen war) schon siebenunddreißig in Europa gebaute Schiffe dort gehabt habe, außer einer großen Menge von Fahrzeugen Indischer Bauart, welche alle zusam-

men mit drei Tausend Mann regulärer Truppen bemannt gewesen. Nur zwei oder drei Jahre später geschah durch die Holländer die Einnahme von Amboina, zu welcher wahrscheinlich ein Selbstgefühl ihrer Stärke sie begeisterte, und die barbarische Niedermetzelung unserer sehr unglücklichen Landsleute (der Engländer) auf dieser Insel.

Jacques le Maire und Williem Cornelis Schouten.

In den Jahren 1615 bis 1617.

Es hatte sich zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unter den Seemännern der Glaube verbreitet, daß man, um in die Südsee zu kommen, wohl noch eine weit schönere Durchfahrt, als die Magellanische Meerenge ist, im Süden dieser letzteren auffinden könne, wenn man nur gehörig darnach suchen wolle. Endlich vereinigte sich eine Anzahl vermögender Kaufleute, welche das Geld hergab, um wenigstens das Experiment zu machen, welches doch, wenn es gelang, ihnen erstaunlichen Vortheil versprach, da es einen ganz neuen Weg nach Ostindien eröffnete, der für die Holländer und andern handeltreibenden Nationen von unendlichem Werthe war, da, wie aus Mehrerem hervorzugehen scheint, die Durchfahrt durch die Magellanische Meerenge von den Spaniern nicht einmal gestattet ward. Die Kaufmannsgesellschaft, welche zu diesem kostspieligen Unternehmen zusammentrat, erbat sich

von den hochmögenden Herren (den Generalstaaten der Niederlande) ein Privilegium, daß, wenn die Entdeckung gelänge, die sechs ersten Reisen nach Ostindien auf dem neuen Wege bloß von ihnen sollten gemacht werden können. Der allgemeine Beschluß der Holländischen Regierung fiel aber dahin aus, daß überhaupt jeder Holländer, welcher das Glück habe, auf einem neuen Wege nach Ostindien zu gelangen, vier Reisen dahin als Monopolist solle machen können.

Jacques le Maire, Sohn Isaacs le Maire, des vornehmsten Gliedes der zu diesem Behuf zusammengetretenen Kaufmannsgesellschaft, ward zum vornehmsten (obersten) Kaufmann der Flotte und ihrem Präsidenten (Director) erwählt, und Wilhelm Cornelis Schouten, ein sehr geschickter Seemann, erhielt den Posten des Schiffscapitäns, mit einem Licenz-Diplome vom Prinzen von Oranien.

Diese Gesellschaft nannte sich die Compagnie Australe oder Gesellschaft für Südsee-Entdeckungen. Die Schiffe, welche sie ausrüstete, waren die Eendracht (Eintrcht), ein Schiff von 360 Lasten, neunzehn Kanonen

und fünfundsechzig Mann, und eine Galliote, die Hoorn, von 110 Lasten, acht Kanonen und zweiundzwanzig Mann. Auf dem ersteren befanden sich der Präsident le Maire und der Capitän Schouten. Das zweite ward von einem Bruder des Capitäns, Jan Schouten, commandirt, und Adrian Claesz war auf demselben als sogenannter oberster Kaufmann angestellt.

Am 14. Juni 1615 verließen sie den Texel, und drei Tage später waren sie auf den Downs oder Dünen, wo sie einen Englischen Constapel in Dienste nahmen. Am 30. August ankerten sie auf der Rhede von Sierra Leona. Hier kauften sie von den Negern 25000 Stück Limonien für wenige Glascorallen. Als sie am 5. October unter 4° 17′ nördlicher Breite waren, ward auf der Eendracht plötzlich ein sehr lautes prasselndes Geräusch vernommen, welches vom Vordertheil des Schiffs herzukommen schien, und gleich darauf sahen sie das Meer ums ganze Schiff herum so roth, als ob Blut hinein gegossen sei. Es fand sich dann, als man das Schiff untersuchte, ein langes Horn eines Seethieres sieben Fuß unter der Wasserlinie tief in die

Schiffswand hineingebohrt, so, daß es mit seiner ganzen einen Hälfte durch den Plankenüberzug hindurch und in eine der Ribben eingedrungen war. An Gestalt und Dicke glich es ziemlich dem Ende eines Elephantenhauers. *)

Am 10. wurden von der Mannschaft mehrere Delphine und Boniten gefangen. Am 20. passirte man die Linie. Fünf Tage später ward den Officieren und Mannschaften beider Schiffe zum ersten Male der Plan der Reise eröffnet.

Am 4. December fand man beim Lothen fünfundsiebenzig Faden Tiefe. Zwei Tage später

---

*) Ohne Zweifel ist es der Zahn eines Narwals gewesen. Die Wal-Gattung Oryx hat zwei geradeaufstehende stangenartige Zähne im Zwischenkiefer, und bei der Species Oryx Monoceros, dem eigentlichen Narwal, ist der eine Zahn ziemlich halb so lang wie der Leib und gedreht. Diese Thiere schwimmen sehr schnell, und zerbrechen sich, wenn sie mit großer Vehemenz an ein Schiff anrennen, wahrscheinlich ihren langen Zahn sehr leicht, da man deren schon häufig gefangen hat, welche ihn nicht mehr hatten, und an welchen sich deutlich zeigte, daß er abgebrochen war.

bekam man die Küste von America zu Gesicht. Am 8. ankerte in Port Desire, wo man eine Menge Seelöwen, Pinguine und andere Vögel fing und Eier sammelte. Die Seelöwen hatten zum Theil eine Länge von sechzehn Fuß, und wurden durch Schüsse in den Kopf getödtet. Auf den Gipfeln der Berge fand man hie und da Steinhaufen, unter welchen Leichname der Eingebornen lagen. Schon Oliver van Noort hatte dergleichen gefunden, und in seinem Reiseberichte davon erzählt.

Am 19. kam auf der Galliote die Hoorn Feuer aus, und das ganze Schiff ging zu Grunde. Am 13. Januar 1616 fuhr nun die Eendracht allein ab. Da sie sich auf Befahrung eines sehr stürmischen Meeres gefaßt machen mußte, so that sie das sämmtliche Geschütz in den unteren Raum.

Am 20. passirten sie die Breite des Eingangs in die Magellanische Meerenge, und waren nach ihrer Schätzung noch zwanzig Leagues vom Feuerlande entfernt; am folgenden Tage Nachmittags bekamen sie es zu Gesicht. Sie nahmen nun einen ostsüdöstlichen Lauf. Am 24.

des Morgens hatten sie das Feuerland rechts, und waren nur noch eine League davon entfernt. Sie segelten längs demselben fort, und erblickten dann ein anderes Land östlich, welches eben so wie das Feuerland hoch und gebirgig war. Sie glaubten beide Länder acht Leagues von einander entfernt, und hofften zwischen beiden eine Durchfahrt zu finden, da eine sehr heftige Strömung südwärts ging. Walfische waren hier sehr zahlreich.

Dem östlich liegenden Lande gab man den Namen Staatenland. Eben so wenig auf ihm, als auf dem Feuerlande sah man Bäume. Die Seevögel waren so wenig scheu, daß sie sich in Menge aufs Schiff setzten, wahrscheinlich, weil der Anblick von Menschen ihnen etwas ganz Neues war, und sie denselben gar nichts Arges zutraueten.

Am 29. kam man bei einigen felsigen Inselchen vorbei, die man die Barneveldts-Inseln nannte. Die ganze Küste des Feuerlandes, an der sie hinfuhren, war gebirgiges, mit Schnee bedecktes Land. Es lief in eine scharfe Spitze

aus, welcher sie den Namen Cap Horn gaben, zu Ehren der Stadt Horn in Westfriesland, welche Schoutens Geburtsort war. Sie segelten um dieß Vorgebirge hinum, steuerten westlich, fanden dann sehr unruhiges Meer und eine westwärts gehende Strömung. Am 31. hatten sie den Anblick des Landes ganz verloren.

Am 3. Februar waren sie unter 59° 30′ südlicher Breite, dem äußersten Puncte, bis zu welchem man damals südwärts vorgedrungen war. Man hatte Sturm und Regen. Am 12. waren sie schon weit um das Cap hinum, und glaubten sich wieder in der Breite der Magellanischen Meerenge. Die Freude darüber war sehr groß, und le Maire bewilligte der ganzen Mannschaft dreifache Weinration. Im Convent der sämmtlichen Officiere ward beschlossen, daß die Straße, durch welche man gekommen war, künftig den Namen Straße le Maire haben solle. Man steuerte nun gerade nordwärts hinauf, und unterm 40 Grade südlicher Breite stellte man das Geschütz, welches man in den unteren Raum gethan hatte, wieder aufs Deck.

Am 1. März kamen sie an die Inseln Juan

Fernandez und Massafuero *), wo sie aber den Ankerplatz nicht finden konnten. Am 10. April erreichten sie eine kleine niedrige Insel nordnordwestlich, an der ihnen aber die Brandung das Landen sehr schwierig machte. Der Mittelpunct der Insel schien ganz unter Wasser gesetzt durch die Fluth. Sie gaben dieser Insel den Namen Honden-Insel. Menschen fanden sie nicht auf ihr, sondern bloß drei stumme Hunde, **) daher der Name.

Am 14. sahen sie ein nordöstlich und südwestlich sich ausdehnendes Land, welches viele Bäume hatte, und vier kupferfarbige ganz nackte Eingeborne kamen an die Küste und luden durch

---

*) Massafuero ist eine sehr hohe und gebirgige Insel unterm 33. Grade südlicher Breite, deren südlichen Theil die Seefahrer in einer Ferne von dreiundzwanzig Leagues erblicken.

**) Es giebt mehrere Inseln in der Südsee, welche diesen Namen führen. Hier ist höchst wahrscheinlich die im Osten der Palliser-Inseln befindliche Hunde-Insel genannt, die auch den Namen Carlshof oder Cour de Charles hat. Sie ist klein und flach, und hat in ihrer Mitte einen See.

Zeichen ein, ans Land zu kommen. Am folgenden Tage kamen ihrer drei in einem Canot ans Schiff. Einer ging auf die Gallerie. Hier hatten die Nägel und eisernen Bänder so viel Reizendes für ihn und führten ihn so in Versuchung, daß er sich gleich ämsig mit Herausziehen derselben beschäftigte, und sie in seinem dicken Haare verborgen mitnehmen wollte. Man reichte ihm Getränk in einem silbernen Becher, aber auch diesen Becher wollte er nicht wieder hergeben. Man brachte aus diesem Wilden heraus, daß es Schweine, Geflügel und Cocusnüsse auf der Insel in Menge gebe. Adrian Claesz ging daher mit vierzehn gut bewaffneten im Boote hinüber. Gleich bei ihrem Landen kam ein Haufe von etwa dreißig Eingebornen aus dem Walde. Sie waren mit großen Keulen Bewaffnet, umzingelten die Holländer, und bemühten sich, ihnen ihre Waaren sowohl als ihre Waffen zu entreißen. Einige zogen sogar zwei Matrosen aus dem Boote heraus, und schienen, sie entführen zu wollen. Man schoß zwei Musketenkugeln über ihre Köpfe hin, dieß bewog sie zur Flucht. Man hatte dann weiter keinen Verkehr mit diesen Wilden. Es waren große und musculöse Menschen, bewaffnet

mit Schleudern, Kolben und Speeren. Ihre Kleidung bestand bloß aus einer um den Unterleib gebundenen Matte. Bei den Weibern, deren ebenfalls eine Menge herzugelaufen war, reichte diese bis unter die Kniee. Die Holländer nannten die Insel Sondergrondt-Insel, weil sie Mühe hatten, einen Ankerplatz an ihr zu finden *).

Am 16. entdeckten sie weiter nördlich wieder eine Insel, die ebenso wie die vorige niedrig und bewaldet war, und einen Salzwassersee in ihrer Mitte hatte. Fruchtbäume vermißte man auf ihr; gutes Wasser aber fand sich, und man nannte sie daher Waterlandt-Insel. Zwei Tage später zeigte sich abermals eine flache Insel, ohngefähr zwanzig Leagues von der ersteren entfernt. Man sah Eingeborne auf ihr, ließ sich aber in keinen Verkehr mit denselben ein, gab der Insel den Namen Vlieghen- (Fliegen-) Insel, und fuhr weiter.

---

*) Wahrscheinlich ist es die auf den Charten gewöhnlich mit dem Englischen Namen Bottamleß aufgeführte Insel, die hundert (Engl.) Meilen östlich von der Hundeinsel liegt.

Am 8. Mai war man unter 15° 20′ südlicher Breite, in einer Entfernung von 1510 Deutschen Meilen (German leagues?) von der Peruanischen Küste. Sie sahen ein Schiff, welches sie Anfangs für ein Spanisches hielten, wovon sich aber bald zeigte, daß es gar kein Europäisches sei. Man steuerte auf dasselbe zu, und wollte es durch einige Kanonenschüsse bewegen, daß es beilege. Der Sinn dieser Schüsse ward aber nicht verstanden, und nun schickte man ein Boot ab, welches unvorsichtiger Weise Musketenschüsse auf das unbekannte Fahrzeug that. Einer ward in die Schulter getroffen, und sprang hierauf sogleich über Bord. Die Uebrigen fürchteten ein Gleiches, und stürzten sich bei Annäherung des Boots ebenfalls ins Meer, nachdem sie jedoch ihre geringen Vorräthe erst aufgepackt hatten. Es waren in Allem bloß funfzehn oder sechzehn Menschen. Einer nahm ein Kind mit. Bloß zwei Männer blieben im Fahrzeuge zurück, aber mit ihnen acht Weiber und einige Kinder. Die Mannschaft des Boots bereuete jetzt ihre Uebereilung, und sprang selbst ins Meer, um die ganz nutzlos eingeschüchterten armen Menschen zu retten, leider aber waren schon mehrere derselben ertrunken.

Um dieses höchst unangenehme Ereigniß, wodurch harmlose Menschen mißhandelt und hingeopfert wurden, möglichst wieder gut zu machen, that man dann freilich Alles. Die Verwundeten beschenkte man reichlich mit Kleidungsstücken und anderen Dingen, und alle Geretteten brachte man wieder in ihr Fahrzeug. Die Weiber bezeugten darüber sehr große Freude. Es waren sämmtlich eingeborne Insulaner von einer hellen Kupferfarbe, und bloß mit Matten um den Unterleib bekleidet. Das Haar der Weiber war kurz abgeschnitten. Das Fahrzeug bestand aus zwei großen sehr gut gearbeiteten Canots, die in der Ferne von anderthalb Faden einander parallel gingen und an einander befestiget waren. In der Mitte eines jeden lag eine breite dicke Planke von rothem Holze, quer über diese zwei Planken waren Balken gelegt, und diese mit Bretern gedielt. Auf diesem Deck war ein Obdach von Matten, unter welchem sich die Weiber und Kinder befanden. Es hatte bloß einen Mast und ein Segel, und das letztere war eine Matte. Oben auf demselben war eine Figur, die einem Haushahne glich, und die man für ein Unterscheidungszeichen der Insel, welcher das Fahr-

zeug angehörte, hielt. Das Takelwerk war keinesweges schlecht. Auch waren sie gut mit Fischergeräth versehen, doch waren die Angelhaken nur aus Stein und spitzigen Knochen oder spitzig gemachter Schildkrötenschale. Kurz das ganze Fahrzeug war im Verhältniß zur Uncultur der Insulaner jener Regionen so schön und zweckmäßig, daß es die Holländer zur Bewunderung zwang.

Am 10. sahen sie südwestlich eine hohe Insel und in der Nähe derselben bald darauf eine andere, die von beträchtlicher Länge und weniger uneben war. Zwei Fischerböte sah man in der Nacht mit Lichtern herumfahren. Eins kam am andern Morgen ans Schiff, und man warf der Mannschaft desselben Glascorallen und andere Dinge zu, um sie zu bewegen, daß sie an Bord komme. Dieß erlangte man aber damit doch nicht. Als man die nördlichste Insel erreicht hatte, der man den Namen Cocus-Insel gab, und sich an ihr vor Anker legte, kamen drei große Canots und mehrere kleinere ans Schiff heran. Sie waren auch nur von Eingebornen bemannt, aber diese schwenkten eine weiße Fahne. Man gab die Antwort ebenfalls mit einer Friedensflagge, und

hierauf wagten sie es, an Bord zu kommen. Außerordentliches Vergnügen machte ihnen eines Matrosen Spiel auf der Violine. Noch an demselben Abend wurden zweihundert Stück Cocusnüsse und eine Quantität Yams an Bord gebracht, wofür man diesen Wilden Nägel und Glascorallen gab. Der Andrang von ihnen ward aber nun so stark, daß man sich auf dem Deck kaum bewegen konnte. Ueberdieß waren sie Alle äußerst geneigt zum Stehlen, selbst die Kanonenkugeln stahlen sie. Ein Boot, welches abgeschickt worden war, um den südlichen Theil der Insel zu untersuchen, ward von einer großen Menge dieser Wilden mit ihren Canots umzingelt, und sie kamen an Bord und nahmen dem Lootsen sein Senkblei. Durch einen Musketenschuß aber ward Einer getödtet, und dieß bewirkte, daß Alle flohen.

Am nächsten Vormittage (am 12.) kamen zahlreiche Canots ans Schiff und brachten Cocusnüsse, Bananen, Yams und junge Schweine. Sie waren so begierig zu handeln, daß viele ihre Waare mit den Zähnen packten und zum Schiffe damit schwammen, weil von den zahlreichen Canots das Gedräng allzu groß war, und sie einer

den andern verdrängten. Auch kam ein Canot von der südlichen Insel mit einem Geschenke vom Häuptling, bestehend in einem jungen Schweine, einem Hahne und einer Henne. Der Häuptling kam bald darauf selbst in einem großen segelnden Fahrzeuge. Er saß unter einem Obdach und hatte ein grosses Gefolge. Auch kamen noch fünfunddreißig andere Canots mit ihm. Als er sich näherte, sprach er eine Art von Gebet mehrere Male aus, und seine Begleiter thaten dasselbe. Sie fuhren dabei mit der Hand über dem Kopf bis in den Nacken hinab. Die Holländer erwiderten diese Ehrenbezeigung mit Musik von Trommeln und Trompeten. Die Abgeschickten des Häuptlings verscheuchten die andern Eingebornen vom Schiffe, und sprachen sehr oft das Wort „Fanou“ aus, als ihnen für den Häuptling ein Geschenk gegeben ward.

Dieser ward Latou genannt, schien aber nicht der Häuptling selbst, sondern der Sohn desselben zu seyn. Er kam bei den Holländern selbst an Bord, und lud sie ein, ihn auf der südlichen Insel zu besuchen, wo er sie mit Mundvorräthen sehr reichlich versorgen wolle. Am 13. früh kamen ohngefähr funfzig Canots ans

Schiff, brachten Schweine, Geflügel, Früchte. Bald darauf kamen dreiundzwanzig große segelnde Fahrzeuge, die ein so imposantes Aussehen hatten, daß die Holländer dabei mißtrauisch wurden. Auf jedem derselben waren ohngefähr fünfundzwanzig Mann. Eins der größten, welchem die übrigen untergeordnet zu seyn schienen, hatte auf dem Segel ein Gebild, das einem Hahne glich, mit rother und grauer Farbe gemalt. Einige der Eingebornen wiederholten ihren Rath, zur südlichen Insel hinzusteuern. Der junge Latou kam bald darauf wieder ganz nahe ans Schiff, nahm aber eine Einladung, an Bord zu kommen, nicht an.

Man bekam immer mehr Grund zum Mißtrauen. Die Flotte der Eingebornen schien sich in Schlachtordnung zu stellen, und die Holländer hielten es fürs Klügste, schnell abzusegeln. Wirklich begann noch, ehe sie fortkamen, das Gefecht, der Latou und sein Sohn hatten sich selbst in die kleinen Canots mit begeben, diese kamen schnell heran, und es wurden aus ihnen große Steine auf die Holländer geschleudert, unter anhaltendem lauten Geschrei. Das Hauptfahrzeug der Eingebornen wagte sich ganz nahe heran, zer-

schmetterte aber am Holländischen Schiffe, so daß alle darin befindliche, unter denen auch viele Weiber waren, ins Wasser fielen. Man schoß nun unter diese Wilden mit dem großen und kleinen Geschütz, und ihr ganzes Heer, welches wenigstens aus tausend Mann bestand, und die ganze aufgebotene Truppenmacht dieses Häuptlings zu seyn schien, ward nun schnell zerstreut. Le Maire war ergrimmt über dieses verrätherische heimtückische Geschmeiß von Menschen, gab der südlichsten Insel von dieser Gruppe den Namen Verräther-Insel *), und segelte schleunigst ab.

Am 14. früh sahen sie Land, und da sie Mangel an Wasser litten, und auf dieser Insel gutes zu finden hofften, so gaben sie ihr ben Namen Gute Hoffnung oder die Hoffnungsinsel **). Sie hatte zwei Leagues Breite, und

---

*) Die Verräther-Insel, Isle des Traitres, Traitor's Island, liegt sehr nahe bei der Cocus-Insel unterm 16. Grade südlicher Breite und gehört zu den Navigator- oder Schiffer-Inseln.

**) Ohngefähr vierzig Leagues von der Cocusinsel und der Verrätherinsel ostwärts nach den

war bewaldet und bewohnt. Die Eingebornen kamen in Canots herbei, in denen sie Fische brachten, und waren sehr handelslustig. Während ein Boot mit dem Sondiren beschäftigt war, umgaben vierzehn Canots dasselbe, und die Mannschaften derselben machten den Versuch, sich des Boots zu bemächtigen, wurden aber durch Musketenfeuer, wobei auch Zwei getödtet wurden, zurückgetrieben. Die Uebrigen, welche dieß mit ansahen, erschraken nicht wenig, flohen eilig an die Küste, und schrieen unaufhörlich: Bou! Bou! womit sie den Klang der Schüsse nachahmen zu wollen schienen, um ihre Landsleute von der Gefahr zu benachrichtigen.

Am 18. richteten die Holländer ihren Lauf nordwärts, da sie nach ihrer Berechnung nun 1550 Leagues von der Peruanischen Küste entfernt und ganz ohne Hoffnung waren, südwärts ein Festland zu finden. Am folgenden Tage entdeckten sie zwei Inseln unterm 15. Breitengrade.

Diese Inseln waren von mäßiger Höhe, die

Fidschi-Inseln zu, unterm 16. Grade südlicher Breite und 177 westl. Länge nach Pariser Sternw.

Küste war größten Theils weißer Sand, und Cocuspalmen schmückten sie überall. Das Innere war gebirgig. Es kamen mehrere Canots ans Schiff, uud die darin befindlichen begrüßten die Holländer mit lautem Jauchzen, worauf man mit Trommeln und Trompetenklang antwortete. Es waren eben solche kupferfarbige Indianer, wie die Eingebornen der Hoffnungsinseln. Sehr gern gaben sie Fische für Glascorallen. Allein das gute Vernehmen mit ihnen konnte ebenfalls nicht von Bestand seyn, denn Einer machte eine drohende Bewegung mit dem Speere, und Andere stahlen wie die Raben, woraus man erkannte, daß Tücke und Hinderlist in ihrem Character sei. Auch kam es bald zum Kampfe. Die Matrosen schossen ohne Vorsicht in ihre Haufen hinein, so geschah es, daß Einige verwundet wurden. Man hatte ein Boot an die Küste geschickt, um sich näher mit dem Lande bekannt zu machen. Die Mannschaft desselben ward ebenfalls angegriffen, schoß unter die Wilden, und tödtete sechs derselben.

Dennoch schreckten diese Ereignisse die Wilden nicht davon ab, am 22. wieder ans Schiff zu kommen. Man war aber nun zu mißtrauisch,

als daß man sie hätte an Bord lassen sollen. Sie brachten mancherlei Mundvorräthe, und es ließ sich sehr gut mit ihnen handeln, auch die Stehlereien unterblieben dießmal ganz. Zwei Schweine brachten sie, die sie auf ihre Art zubereitet hatten, nämlich ausgeweidet und mit Kräutern und heißen Steinen ausgestopft. Am 23. begaben sich die Holländer in die Bai ganz nahe an die Küste vor die Mündung eines Flusses, welche ihre Kanonen beherrschten.

Nun eilten die Eingebornen von allen Seiten herbei und wollten handeln. Es befand sich unter ihnen eine Menge Weiber, was doch ein sehr starker Beweis von Vertrauen zu seyn schien. Ohngefähr fünfhundert Mann, mit Streitkolben bewaffnet, versammelten sich in der Nähe eines offenen Hauses oder Schoppens, welcher das Haus des Häuptlings oder Areki war. Abends erhielt man von diesem ein Geschenk nebst einer Einladung, ans Land zu kommen; allein diese letztere nahm man nur unter der Bedingung an, wenn er Geißeln an Bord des Schiffes lassen wolle. Diese ward eingegangen, und es kamen sechs Eingeborne aufs Schiff. Hierauf gingen drei Officiere ans Land, und wurden von den

versammelten Häuptlingen mit gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. Diesen überreichte dafür Adrian Claesz, der sich an die Spitze gestellt hatte, eine Menge Geschenke. Der Häuptling bewunderte sehr das Hemd, welches Claesz auf dem Leibe hatte, wegen seiner herrlichen Weiße, und bezeigte ein ganz besonderes Verlangen nach diesem, Claesz entschloß sich daher, ihm auch damit ein Geschenk zu machen. Dafür bekam man noch vier Schweine, und erfuhr sehr viel Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit beim Schöpfen des nöthigen Trinkwassers. Der Häuptling wünschte, daß man eine große Kanone abfeuere, allein, als dies geschah, erschraken er und alle Uebrige doch so sehr, daß sie in den Wald flohen. Indeß sie kehrten bald wieder zurück. Es war von einem ein Schwert gestohlen worden, diesen Dieb ertappte man aber, und die Officiere des Areki deckten ihn sehr arg mit Schlägen zu. Dann fiel kein Diebstahl mehr vor. Die Geißeln wurden vom Schiffe entlassen, man bekam gegenseitig Vertrauen zu einander, und ein gänz argwohnloser Verkehr begann.

Am 26. ging Le Maire in staatlicher Begleitung ans Land, um dem Häuptlinge Geschenke

zu überreichen. Dieser empfing sie mit sehr herzlicher Freude, und nahm darauf sich selbst und seinem Sohne die Hauptbedeckungen von schönen bunten Federn, die sie trugen, ab, und setzte dieselben Le Maire und dem, der ihm zunächst stand, auf. In der darauf folgenden Nacht blieben die Matrosen am Lande, so groß war jetzt ihr Vertrauen zu den Insulanern. Es war eine schöne mondhelle Nacht, und man kurzweilte sich mit Singen und Tanzen beim Klange von Instrumenten. Auch die Eingebornen stimmten dabei ein. Um diesen eine Augenweide zu geben, ließen sich zwei Holländer, die sich gut aufs Fechten verstanden, vor ihnen damit sehen, worüber denn die Eingebornen in ein sehr großes Erstaunen geriethen. Am 28. machte der Areki der benachbarten Insel dem Häuptlinge dieser, wo man war, einen Besuch mit großem Gefolg und vieler Formalität. Bei dem großen Schmause, den der Häuptling diesen Besuchern gab, fand sich auch Le Maire ein. Am folgenden Tage machte er einen Spaziergang ans Land, in Begleitung eines Sohnes und eines Bruders des Areki, die ihm als Escorte mitgegeben wurden. Als man mit dem Wassereinnehmen fertig war,

eröffnete man den Insulanern, daß man in zwei Tagen abreisen wolle. Diese schienen damit doch sehr zufrieden, wahrscheinlich weil man zu viel bei ihnen verzehrte, und weil man ihnen durch die Mordinstrumente, mit welchen man versehen war, zu viel Furcht einflößte.

Der Areki kam in Begleitung von sechzehn seiner vornehmsten Unterthanen und Geschenke mitbringend, selbst an Bord. Er war ein Mann von gutem Aussehen, ohngefähr sechzig Jahre alt. Le Maire bezeigte ihm sehr viel Ehre und ließ ihm die köstlichsten Polster, die man auf dem Schiffe hatte, zum Sitze bereiten. Er begleitete ihn dann ans Land hinüber. Am 30. stattete der Häuptling der anderen Insel einen noch staatsmäßiger aussehenden Besuch ab, als der neuliche war, und erschien in Begleitung einer ganzen Flotte von Canots, in denen sich eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts befand. Die beiden Arekis becomplimentirten sich auf eine so ceremoniöse Art, daß die Holländer gar nicht begreifen konnten, wo diese Wilden so viel Etikette gelernt hatten. Bei dieser Gelegenheit wurden, um sie nach Stand und Würden zu ehren, sechzehn Schweine gebraten, und eine

große Menge Yams und andere Vegetabilien zubereitet. Wenigstens neunhundert Personen nahmen an diesem Gastmahle Theil.

Am 31. früh endlich machte man sich segelfertig. Die beiden Arekis kamen mit ihrem vornehmsten Gefolge nochmals an Bord, und hatten sich dießmal die Hälse mit dem Laube der Cocuspalmen geschmückt. Sie versahen das Schiff mit einer Menge von Mundvorräthen, und Le Maire, nachdem er sie mit Wein tractirt hatte, begleitete sie nochmals ans Land. Mittags segelte man ab. Diese Inseln erhielten den Namen Horn-Inseln *), und der Ankerplatz den Namen Eintrachts-Bai. Le Maire hielt sie für dieselben, welchen der Spanische Reisende Mendana **) den Namen Salomons-Inseln gegeben hatte.

---

*) Unter 14° 56' südlicher Breite im Osten der Schifferinseln, und im Norden der Fidschi-Inseln.

**) Der Entdecker der Marquesas-Inseln (von ihm zu Ehren des Vicekönigs von Peru, Don Hurtado de Mendoza, Marquesas de Mendoza genannt) im J. 1595.

Am 20. Juni steuerten sie nordwärts und erblickten Abends eine ihnen südlich liegende Insel. Am andern Morgen entdeckten sie eine Gruppe kleiner niedriger Inseln, die durch Felsenriffe und Sandbänke mit einander verbunden waren. Zwei Canots kamen zu ihnen heran, das eine mit sechs, das andere mit vier Menschen, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Diese Waffen hatten sie noch bei keinen Insulanern auf dieser Reise gesehen. Man machte ihnen Geschenke, allein sie hatten nichts, was sie dagegen geben konnten, auch ließen sie sich nicht bewegen, an Bord zu kommen.

Am 22. Abends zeigte sich eine Gruppe von zwölf oder dreizehn niedrigen Inseln, die aber sehr klein waren. Le Maire nannte sie die Marquen-Inseln. *) Zwei Tage später wurden noch drei entdeckt, die niedrig und sehr bewaldet waren. Er nannte sie die Grünen Inseln. Zwei derselben hatte jede die Länge einer

*) Längst von den Charten verschwudener Name. Auch läßt sich nicht mit Zuverlässigkeit sagen, welche Inseln damit gemeint sind.

League, die dritte aber war sehr klein. Noch an demselben Tage Abends sahen sie eine hohe Insel, welche sie die Jans-Insel nannten *). Am 25. erblickten sie sehr hohes Land, welches sie für das Vorgebirge von Neu Guinea hielten. Mittags waren sie ihm so nahe, daß sie Menschen und Wohnungen auf ihm erkannten. Das Boot bemühete sich, zu sondiren, ward aber von Eingebornen, die in Canots herzukamen, angegriffen. Man sah sich genöthigt, zur Abschreckung derselben zu schießen; hierauf bekam man Ruhe, und legte sich vor Anker, ward aber von den Eingebornen beobachtet.

Am 26. kamen acht Piroggen, in welchen etwa vierzig mit Streitkolben, Schleudern

---

*) Wahrscheinlich ist es die im Osten von Neu Irland liegende kleine Insel Sanct Johann. Sie gehört zu einer Gruppe oder vielmehr Kette von andern kleinen Inseln, welche in derselben Richtung wie der Salomons-Archipel liegt, und als der nordwestliche Theil desselben betrachtet werden kann. Sanct Johann ist unter 4° 2′ südlicher Breite.

und Speeren bewaffnete Menschen waren, die troz der Zeichen freundschaftlicher Gesinnung, die man ihnen machte, mit Feindseligkeiten begannen, welche man mit großem und kleinem Geschüz beantwortete. Durch diese zu weit getriebene Nothwehr tödtete man ihnen zehn bis zwölf Mann. Drei wurden gefangen, und diese brachte man ans Land, um eine Ranzion an Mundvorräthen für sie zu bekommen. Allein Niemand nahm sich ihrer an, und man gab sie daher ohne Umstände wieder frei.

Am 30. kamen sie in die Nähe einer Bai, welche sie zu Neu Guinea gehörend glaubten. Es erschienen mehrere Piroggen beim Schiffe, welche mit rohen Malereien und Schnizwerk verziert waren. Die in ihnen befindlichen Eingebornen hatten breite Nasen, aufgeworfene Lippen und großen Mund, überhaupt viel Aehnlichkeit mit den Negern.

Am folgenden Tage, als man sich zwischen dem großen Lande und einer langen Insel befand, erschienen fünfundzwanzig Canots, die aber, statt friedliche Gesinnung zu zeigen, sogleich mit einem

Angriff begannen. Durch Schießen trieb man sie aber bald zurück, und gab ihnen mehrere Todte. Einen machte man zum Gefangenen.

Am 6. Juli und mehreren folgenden Tagen sah man eine Menge kleiner Inseln, auch eine mit einem Vulcan in der Nähe von Neu Guinea, von welcher Eingeborne in Piroggen herbei kamen. Das Meerwasser hatte hier eine andere Farbe, und es schwamm eine erstaunliche Menge von Baumästen und Zweigen darin, wonach es schien, daß ein großer Fluß in der Nähe sei. Am 8. kam eine Menge von Papuas — Eingebornen Neuguineas — ans Schiff. Man bemerkte an Jedem irgend etwas Mißgestaltetes. Sie hatten schwarzes, kurzes und wolliges Haar, und trugen Ringe in den Nasen. Ihre Geschäftigkeit, Neugier und Zudringlichkeit war unausstehlich, und Le Maire vergleicht sie deßhalb mit den Pavianen.

Am folgenden Tage ankerten sie in einer Bai, auf deren Küste zwei starkbewohnte Dörfer lagen. Weiber und Kinder kamen sehr zahlreich an den Strand, um das Schiff zu sehen; es war aber in keinen Handel mit ihnen zu kommen.

Man segelte daher wieder ab, und in der Ferne von drei Leagues am Lande hin. Man kam wieder bei mehreren Inseln vorbei. Am 15. Juli war man unter 1° 56′ südlicher Breite, und in der Nähe von zwei Inseln, welche schön mit Cocuspalmen bewachsen waren, und gut bewohnt schienen. Man legte sich hier vor Anker. Einige Piroggen naheten, und ein Eingeborner spannte seinen Bogen und wollte einen Pfeil aufs Schiff abschießen, allein eine Musketenkugel kam ihm zuvor. Le Maire fuhr dann mit einer Anzahl gut Bewaffneter in zwei Böten ans Land, um Mundvorräthe, wenigstens Cocusnüsse, zu erhandeln. Die Eingebornen widersetzten sich jedoch ihrem Landen, bis eine Kanonenkugel über ihren Köpfen hinsauste, worauf sie plötzlich verschwanden. Dennoch geschahen dann wieder verborgene Angriffe aus den Wäldern, und die Holländer mußten sich troz ihres tapferen Widerstandes endlich zurückziehen, nachdem funfzehn derselben, unter diesen auch Adrian Claesz, welchem die Hand von einem Pfeil durchbohrt ward, verwundet worden waren.

Die auf die kleinere Insel geschickten Böte waren glücklicher. Sie beraubten einen Wald

von Cocuspalmen eigenmächtig seiner Früchte, und steckten einige Hütten in Brand, wodurch die Eingebornen zur Friedfertigkeit gestimmt wurden, und selbst mit ihren Vorräthen herzukamen. Man nahm sie ihnen für Gegengeschenke ab.

Am 23. Juli kamen sie wieder vor verschiedenen kleinen Inseln vorbei. Die Eingebornen derselben unterschieden sich sehr von den Papuas, hatten eine weit hellere Hautfarbe und langes krauses Haar *).

Am 5. August erreichten sie die dem Könige von Tidore unterworfene Insel Goley, **) nachdem sie mehrere Tage nach einander sich mit äußerst viel Gefahr hatten zwischen kleinen Inseln und Untiefen hindurchwinden müssen. Wind-

---

*) Die hauptsächlichsten Menschenracen in der Südsee sind Malaien, Papuas, Neuholländer und Vandiemensländer. Die Malaien sind darunter der schönste Menschenschlag und von der hellesten Farbe.

**) Unbekannter und bloß verstümmelter Name. Ohne allen Zweifel ist Gilolo gemeint.

stillen hielten sie sodann sehr lange auf. Am 17. September begegneten sie einem Holländischen Schiffe von der Flotte Spilbergens, die sich an demselben Tage an der Insel Ternate vor Anker legte. Sie wurden von den Vornehmsten des Landes sehr gütig empfangen.

Le Maire hatte auf dieser ganzen langen Fahrt nicht einen einzigen Mann verloren, und er war so glücklich gewesen, einen neuen Weg nach der Südsee zu entdecken. Indeß diese Verdienste retteten ihn nicht vor einer ihm bald darauf widerfahrenden höchst ungerechten Behandlung. Als er auf der Insel Java in Jacatra, dem jetzigen Batavia, ankam, ward sein Schiff, die Eendracht, von der Holländisch-Ostindischen Compagnie ihm genommen und confiscirt, unter dem Vorwande, daß es Eingriffe in die Rechte dieser Compagnie gethan habe. Die Officiere und die Mannschaft wurden auf andere Schiffe vertheilt, um nach Europa zurückgebracht zu werden.

Am 31. December starb Le Maire auf der Rückreise als ein Opfer eben dieser unwürdigen Behandlung, welche ihm den tiefsten Gram ver-

ursacht hatte. Er hatte beim sachkundigen Publicum allgemein das Lob eines sehr verständigen und gewandten Seemannes und dabei rechtschaffene Menschen. Am 1. Juli 1617 erreichten seine Cameraden Holland, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren siebenzehn Tagen.

Jacques l'Hermite.

In den Jahren 1623 bis 1626.

Zu Anfange des Jahres 1623 ließen die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande eine Flotte ausrüsten, welche an den Küsten von Peru die Spanier bekriegen sollte. Sie bestand aus eilf Schiffen unter den Befehlen des Admiral Jacques l'Hermite, eines in Diensten der Holländisch-Ostindischen Compagnie schon viele Jahre und mit großem Ruhm beschäftigt gewesenen Seemannes. Er ward gerade während der critischsten Periode der Reise von einer Krankheit befallen, die ihn zur Unthätigkeit zwang, und auch noch, ehe er nach Europa zurückkam, seinem Leben ein Ende machte. Man hat daher diese Expedition häufig die Expedition des Prinzen Moritz von Nassau genannt, weil dieser ein Hauptbeförderer des Unternehmens und l'Hermites Verdienst bei demselben, eben durch seine Krankheit und seinen Tod, ein allzuunbedeutendes war.

Das Admiralschiff, Amsterdam genannt, hatte zweiundvierzig Kanonen und zweihundert siebenunddreißig Mann. Das Schiff des Vice-Admirals war ziemlich von gleicher Stärke, und einige der anderen auch nicht viel kleiner. Die ganze Zahl der Kanonen war zweihundert vierundneunzig, die der Personen eintausend sechshundert siebenunddreißig, und unter diesen waren sechshundert reguläre Soldaten, nebst Lootsen und wissenschaftlichen Nautikern. Es war im Ganzen die größte Flotte, die bis dahin noch in die Südsee geschickt worden war.

Sie verließ Goree am 29. April 1623, mit dem Auftrage, in die Südsee durch die Straße le Maire zu fahren. Am 21. Mai begegnete sie einer Flottille von Corsaren der Berberei in der Nähe des Vorgebirges St. Vincent, auf welcher auch mehrere gefangene Holländer sich befanden, die man ranzionirte und auf die Flotte vertheilte. Am 4. Juni caperten sie vier von Pernambuco kommende Spanische Schiffe, die mit Zucker beladen waren. Zwei derselben und eins von der Flotte selbst schickte man nach Holland, da sie zu schlechte Segler waren, um mit der Flotte gehen zu kön-

nen. Am 5. Juli nahmen sie an den Capverdischen Inseln Wasser ein, und am 11. August ankerten sie bei Sierra Leona, wo sich aber schon, in Folge der vielen nassen Witterung, die sie ausgestanden hatten, viele Kranke auf den Schiffen befanden. Die Erlaubniß, ans Land zu gehen, und mit den Eingebornen zu verkehren, mußte man sich hier erst durch Geschenke erkaufen. Am Lande aßen mehrere eine Art von Nüssen, welche die Wirkung hatten, daß sie in ein Delirium verfielen, von welchem sie nur mit Mühe wieder hergestellt wurden. Zweiundvierzig aber starben hier an der Dyssenterie, welche sie sich durch den unmäßigen Genuß der Limonien zugezogen hatten, die für die Seeleute, wenn sie schon lange im Meere gewesen sind, einen ungemeinen Reiz haben, obgleich die Erfahrung sehr alt ist, daß man sich durch Unvorsichtigkeit im Genusse derselben den Tod zuziehen kann. Auch der Admiral ward krank. Zwei Schiffe der Flotte liefen an einer Sandbank beim Cap Lopy Gonsalvo auf den Strand, wurden aber glücklich wieder flott gemacht.

Während der Ueberfahrt zur Insel Annabon fiel etwas sehr Abscheuliches vor. Der

Oberwundarzt auf dem Schiffe Mauritus, Namens Jacob Begeer, ward angeklagt, daß Verdacht der Giftmischerei gegen ihn vorwalte; da mehrere seiner Patienten auf eine ganz ungewöhnliche Art bald nach dem Genusse der von ihm verordneten Arzeneien den Geist hatten aufgeben müssen. Der Vice-Admiral und der Arriere-Admiral wurden sogleich beauftragt, die nöthige Untersuchung deßhalb anzustellen. Der Wundarzt leugnete standhaft, daß er sich bei Verschreibung der Recepte je etwas zu Schulden kommen lassen. Es war aber schon so viel gegründeter Verdacht gegen diesen Mann vorhanden, daß man ihm die Tortur zuerkannte. Als er dann wirklich gefoltert ward, beharrte er dennoch standhaft beim Leugnen und sagte, er könne nichts gestehen, sie möchten mit ihm verfahren, wie sie wollten. Daraus schloß man, daß er das Geheimniß besitze, sich gegen die Tortur unempfindlich zu machen, (woran in jenen abergläubischen Zeiten geglaubt ward), und daß er irgend ein zu diesem Behufe dienliches Amulet an seinem Leibe trage. Man untersuchte ihn demnach, und fand wirklich, daß er die Haut und die Zunge von einer Schlange an seinem Leibe trug. Man glaubte schon

nach diesem Umstande, — da das Criminalverfahren in jener Zeit noch nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, — von der Richtigkeit der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen des Giftmordes vollkommen überzeugt zu seyn, und er ward eingekerkert. Man wollte ihn dann noch einmal verhören, und führte ihn mit abgenommenen Fesseln wieder vor die Richter. Aber dieß benutzte er, und ehe man sichs versah, war er über Bord gesprungen. Indeß, es sprangen ihm Zwei sogleich nach, und zogen ihn wieder heraus, worauf er sogleich von der Mannschaft eines Boots wieder an Bord gebracht ward. Er wollte auch jetzt noch nicht gestehen, daß er das ihm angeschuldigte Verbrechen begangen habe, allein er ward so sehr mit Stößen und Schlägen gemißhandelt, daß er endlich bekannte, er habe allerdings Sieben seiner Kranken, weil die Besorgung derselben ihm allzuviele Noth gemacht, vergiftet, ferner, daß er überhaupt in einem Bündniß mit dem Teufel zu treten versucht und mehrere Beschwörungen und Citationen desselben vorgenommen, ohne jedoch bis jetzt so glücklich gewesen zu seyn, damit seinen Zweck zu erreichen, und den Teufel selbst erscheinen zu sehen. Nach die-

sem Bekenntnisse ward er am 18. October enthauptet. Er war ein Beispiel mehr, daß es selbst unter wissenschaftlich gebildeten Menschen solche giebt, in denen sich Aberglaube und Gefühllosigkeit in einem Grade vereinigen, wie man es kaum je unter den Wilden findet.

Am 29. October kamen sie an die kleine Insel Annabon, die sehr gebirgig, aber äußerst reich an edlen Früchten ist. Mit dem Gouverneur derselben schlossen sie einen Vertrag, nach welchem er ihnen Mundvorräthe verabfolgen lassen sollte, und sie dagegen sich anheischig machten, ihn mit ihrem Geschütz ganz unangefochten zu lassen. Man erhielt nun eine Menge Schweine, Ziegen, Federvieh und andere Vorräthe.

Am 11. November segelten sie weiter, und als sie 90 Leagues westsüdwestlich vorgedrungen waren, fanden sie den Südost-Passatwind, und steuerten dann der Brasilischen Küste zu. In der Nähe derselben sahen sie am 20. Januar 1624 die Farbe des Meeres durch eine ungeheure Menge von Springkrebsen ganz verwandelt. Am 31. war die Flotte am Feuerlande, und am 2. Februar fuhr sie in die Straße le Maire. Zwei Schiffe ankerten in einer Bai des Feuerlandes,

und handelten den Eingebornen Robbenhäute ab. Auch fingen sie eine große Menge Fische und Schalthiere. Diese Stelle ward nach dem Namen des Unter-Admirals die Verschoor-Bai genannt. Ein anderes Schiff ankerte an einer Stelle, welche den Namen Valentins-Bai erhielt.

Am 14. Februar waren sie vom Cap Horn nur noch sieben Leagues entfernt, und legten sich in einer Bai vor Anker, welche den Namen Nassau-Bai erhielt. Eine in derselben befindliche Bucht nannten sie Schapenham-Bai, nach dem Namen des Vice-Admirals.

Am 24. trieb ein Sturm die ans Land hinübergefahrnen Böte ins Meer hinein, und von neunzehn Mann, die ohne Waffen am Lande zurückgeblieben waren, hatten siebenzehn das Unglück, von den Eingebornen erschlagen zu werden. Zwei hatten sich verborgen und wurden noch gerettet. Es hatte nach der Erzählung derselben gar kein Zwist Statt gefunden, sondern den Wilden war es schon genug gewesen, daß sie wehrlose Menschen fanden, um sogleich über sie herzufallen.

Der Viceadmiral ward abgeschickt, um die Küsten zu untersuchen, und berichtete, das ganze Feuerland theile sich in eine Menge von Inseln, und, um in die Südsee zu kommen, sei die Umfahrung des Cap Horn unnöthig, denn überall sehe man Oeffnungen, Baien und Meerbusen so weit ins Land hineingehen, als nur das Auge reiche.

In der Beschreibung dieser Reise heißt es von den Eingebornen des Feuerlandes, sie seien von Natur von keiner dunkleren Farbe, als die Europäer, wie man sich durch den Anblick mehrerer ganz jungen Personen überzeugt habe. Bloß ihre Gewohnheit, sich beständig mit Thran und Erde zu beschmieren, verwandele die Farbe allmählig in Braun. Viele bemalen sich den Körper mit rother Erde, Andere mit weißer. Sie sind, wie es in dieser Beschreibung ferner heißt, sehr gut gewachsen und ziemlich von Europäer-Statur*), haben langes, dickes, schwarzes Haar,

*) Andere Berichte schilderten sie als ungestaltete und verkümmerte elende Menschen. Nach den zuverlässigsten Schriftstellern liegt die Wahrheit in der Mitte.

und Zähne, die so scharf wie eine Messerklinge sind. Die Männer waren ganz ohne Bekleidung, die Weiber hatten bloß eine schwache Verhüllung um den Unterleib, und Halsbänder von Muscheln. Sie waren ebenfalls bemalt wie die Männer.

Ihre Hütten fand man cirkelrund, aus Baumstämmen erbaut, und oben in eine Spitze auslaufend mit einer Oeffnung für den Rauch. Sie hatten mannichfaltiges Fischergeräth, welches sehr gut gearbeitet war. Außer der Hütte zeigten sie sich nie ohne ihre Waffen. Ihre Canots waren aus den Rinden großer Bäume gemacht, ebenfalls mit vielem Geschick gearbeitet, zum Theil den Venetianischen Gondeln ähnelnd, 10 bis 16 Fuß lang. Von Religion und von Regierung konnte man keine Spuren entdecken. Sie aßen ihre Nahrungsmittel alle roh.

Am 27. Februar verließ die Flotte die Nassau-Bai bei gutem Westwinde, und bestimmte sich zum Versammlungsorte, wenn sie getrennt werden sollte, die Insel Juan Fernandez. Am 8. März war sie unterm 61. Grade südlicher Breite, und drei Schiffe verloren sich von der Flotte. Am 28. sah das Admiralschiff zuerst die

Küste von Chile, und am 6. April legte man sich bei Juan Fernandez vor Anker. Drei Soldaten und drei Constabel vom Schiffe des Viceadmirals fanden sich durch das herrliche Clima dieser Insel bewogen, das Bleiben auf ihr der Fortsetzung des Seelebens vorzuziehen.

Am 3. Mai bekam man die Küste von Peru zu Gesicht. Am 8. war man Callao gegenüber und caperte eine kleine Barke mit eilf Mann. Von diesen hörte man, daß die Spanische Silberflotte, aus fünf reichbeladenen Schiffen bestehend, von Callao nach Panama gesegelt sei. Der Spanische Admiral jedoch war noch im ersteren Hafen, auf einem Schiffe von 800 Lasten und 42 Kanonen, nebst zwei kleineren Kriegsschiffen und einer großen Anzahl von Kauffahrteischiffen. Zur Deckung dieser Schiffe waren nicht mehr als 300 Bewaffnete da, und überdieß waren die Eingebornen und die Neger am Lande zum Aufstande gegen die Spanier gar sehr geneigt. Es ward daher auf der Holländischen Flotte Kriegsrath gehalten, und man sammelte die Stimmen darüber, ob man die schon abgesegelten Schiffe verfolgen oder Callao angreifen sollte. Das Letztere ward vorgezogen. L'Hermites Ge-

sundheitszustand war bereits so schlecht, daß er das Obercommando dem Vice-Admiral Schapenham übertrug.

Am 9. schifften sich die Truppen in den Böten ein, aber sowohl die heftige Brandung, als die Menge von Spaniern, die sie an der Küste sahen, hielten sie vom Landen ab. An den beiden folgenden Tagen konnte der Commandeur nicht mit sich einig werden, was er eigentlich thun solle. In der Nacht auf den 12. ward ein Angriff auf die Kauffahrteischiffe gemacht, deren nicht weniger als funfzig hier waren. Schapenham ließ sie in Brand stecken, obgleich es gar nicht schwer hätte fallen können, sie in seine Gewalt zu bekommen. Allein alle Maßregeln, welche die Holländer jetzt nahmen, zeugten überhaupt weder von Verstand noch von Entschlossenheit und Ausdauer, was wohl bloße Folge der schlechten Leitung war, und die ferneren Operationen beschränkten sich auf bloße Plünderer-Ausflüge, anstatt eines gehaltenen und besonnenen Angriffs auf die Flotte und Stadt.

Am 2. Juni endete der Tod die Leiden des Admiral l'Hermite. Er war ein geschickter und beherzter Seemann, und das schlechte Glück,

welches diese Holländische Flotte machte, fällt ganz und gar nicht ihm zur Last.

Es wurden jetzt zwei Angriffe auf ein Spanisches Schiff, der Recargo, gemacht, welches einige der nicht mit der Silberflotte gegangenen Schätze an Bord hatte. Allein diese Angriffe waren von eben so ungünstigem Erfolg, wie jetzt all ihr übriges Beginnen. Man hatte einige Spanische Gefangene an Bord, und da auch Holländische bei den Spaniern waren, so ward ein Austausch vorgeschlagen. Der Spanische Gouverneur ließ aber mit übermüthigem Hohne zurückvermelden: den Herren Holländern könne man mit nichts Anderem, als mit Pulver und Blei aufwarten. Diese freche Antwort machte seine armen gefangenen Landsleute unglücklich. Der Holländische Commandeur hatte Frevelmuth genug, diese Schuldlosen nun sogleich sämmtlich, — es waren ihrer einundzwanzig, — an der großen Raa des Amsterdam aufknüpfen zu lassen, eine Handlung, die nie durch irgend einen triftigen Grund entschuldigt worden ist oder werden konnte.

Schapenham fing jetzt selbst an, sich der höchst unbedeutenden Rolle, die er, obgleich er

eine so große Macht in Händen hatte, in der Südsee spielte, zu schämen, zeigte aber durch seine Maßregeln doch gar nicht, daß er eigentlich wisse, was er zu thun habe. Hastig einmal ward der Entschluß gefaßt, nach Chile zu segeln; und die Anstalten dazu wurden gemacht. Am 5. August ward von zwei Schiffen, auf welchen Verschoor commandirte, Guaiaquil eingenommen und in Brand gesteckt. Hundert Spanier fielen als tapfere Vertheidiger der Stadt, und siebenzehn wurden zu Gefangenen gemacht. An diesen letzteren begingen die Holländer wiederum eine Handlung der empörendsten Barbarei: sie warfen sie über Bord, unter dem Vorwande, daß sie Spione gewesen seien.

Am 14. erst verließen sie ihren Ankerplatz bei Callao, wo es ihnen nicht möglich war, Wasser zu bekommen, und fuhren 20 Meilen weit südwärts hinab. Dort hatten sie sehr gutes Landen, und da sie bei noch ungeschwächter Kraft waren, so hätten sie sehr leicht gegen die Stadt marschiren können. Allein sie thaten abermals nichts. Einen zweiten Versuch machten sie gegen Guaiaquil, ohne irgend einen Grund, diese Stadt abermals zu brandschatzen. Der Versuch war

aber auch von kläglichem Erfolg, und 28 Mann wurden auf einem schmählichen Rückzuge getödtet, obgleich die Angreifer doppelt so stark waren, als die Schaar, welche neulich mit dem Unternehmen Glück gehabt hatte.

Jetzt ward der Entschluß gefaßt, nach Acapulco zu gehen, und der Galliote aufzulauern. Schapenham versuchte hier, mit dem Gouverneur zu unterhandeln, allein dieser ging auf Nichts ein. Obgleich Schapenham wirklich stark genug war, sich Alles, wessen er für seine Flotte bedurfte, hier zu erzwingen, so machte er dennoch gar nicht einmal den Versuch, gleich als ob seine totale Unfähigkeit zum Commandeur sich in allen Stücken recht ausweisen solle, damit sie ganz klar in die Augen springe. Nach einer Menge schwankender, und sich gegenseitig widerstrebender Entschlüsse, verlies endlich am 29. die Holländische Flotte diese Küste ganz, um nach Ostindien zu segeln, und riß solchergestalt mit der erbärmlichsten Feigheit die Spanier aus der Furcht vor einer sehr formidablen, ihre Peruanischen Küsten bedrohenden Flotte, die auch wirklich, wenn ein verständiger und heldenmüthiger Mann an der Spitze gestanden hätte, Wunder-

dinge auszurichten, und vielleicht die Spanier hier ganz zu vertreiben vermocht haben würde.

Nach einer Ueberfahrt von 55 Tagen erreichten die Holländer die vornehmste der Ladronen, Guaham. Nicht weniger als 150 Piroggen kamen von der Insel herbei, um für ihre Yams und Cocusnüsse den angekommenen Europäern eisernes Geräth und allerhand andere Bagatellen abzukaufen. Auf der Flotte hatte inzwischen der Scorbut sehr um sich gegriffen, und auf einigen Schiffen waren so wenig dienstfähige Subjecte, so daß kaum die täglich nöthigen Schiffsarbeiten zu Stande gebracht werden konnten. Vom 11. Februar an steuerten sie den Molukken zu. Am 14. sahen sie Land, welches hoch und dem Anschein nach sehr bewohnt und cultivirt war. Einige Canots, wie es schien mit Eingebornen der Ladronen bemannt, versuchten, ihnen zu folgen, aber vergebens. Am 4. März endlich ankerten sie bei der Insel Ternate.

Mit Erreichung dieses Ziels ist aber auch die Reise der Prinz Nassau-Flotte eigentlich zu Ende, und die Schiffe wurden zu verschiedenen Zwecken der Holländisch-Ostindischen Compagnie

von einander getrennt und vertheilt. Im October schiffte sich Schapenham in einem sehr elenden Gesundheitszustande auf der Eendracht zu Batavia ein, aber schon zu Anfange Novembers starb er.

Die Operationen seiner Flotte haben eigentlich gar keine sonderliche Bedeutendheit. Die Waffenthaten, welche sie vollbracht hat, sind kaum der Erwähnung werth, und die Entdeckungen, welche sie gemacht hat, beschränken sich fast ganz auf die Nassau-Bai, und auf eine gründlichere Kenntniß vom südlichen Theile des Feuerlandes, welche man durch sie erlangt hat.

Jacob Roggeween.

In den Jahren 1721 bis 1723.

Jacob Roggeween hatte die Rechte studiert, und ward von der Holländisch-Ostindischen Compagnie in einem ihrer Gerichtshöfe als Beisitzer angestellt, erwarb sich aber dabei ein ziemliches Vermögen, kehrte mit diesem nach Holland zurück, und überreichte der Holländisch-Westindischen Compagnie ein Memorial, worin er eine Entdeckungsreise vorschlug, welche er in der Südsee machen wolle. Mit einem solchen Projecte hatte sich schon 50 Jahre früher sein Vater herumgetragen, allein dieser war wegen Mangels an Unterstützung davon zurückgekommen. Der Sohn war jetzt weit glücklicher. Die Compagnie würdigte seinen Plan ihres Beifalls, und ernannte ihn zum Admiral einer Flottille.

Am 21. August 1721 verließ er den Texel. Die Flottille bestand im Adler, einem Schiffe von 36 Kanonen und 111 Mann, dem Tienhofen, von 28 Kanonen und 110 Mann, und ei-

ner Africanischen Galeere von 14 Kanonen und 60 Mann. Bei den Canarischen Inseln wurden sie von einer Flottille von Corsaren angegriffen, schlugen aber diese zurück, wobei sie einige Mann verloren. An der Brasilischen Küste verließen Neun das Schiff als Deserteurs. Als sie von dieser Küste weiter segelten, bemühten sie sich, das Hawkins Maiden Land zu finden*), aber vergeblich. Indeß behaupten sie in ihrem Reiseberichte, eine Insel von 200 Leagues Umfang, in der Ferne von ohngefähr 200 Leagues von der Americanischen Küste gefunden zu haben. Hier wurden sie durch einen Sturm vom Tienhoven getrennt. Die beiden anderen Schiffe fuhren durch die Straße Le Maire, und legten sich am 10. März bei der Insel Mocha vor Anker. Auf dieser Insel fanden sie bloß Hunde und Pferde

*) In den neuesten Englischen Zeitungen (vom Mai 1820) lese ich, daß diese Insel, die man seit Hawkins Entdeckung nie gesehen hat, vom Schiffe William von Montevideo, auf seiner Reise nach Chile neulich wieder gefunden worden ist.

A. d. V.

als Bewohner. Sie segelten weiter nach Juan Fernandez, und trafen hier den Tienhoven wieder an, welcher durch die Magellanische Meerenge gefahren, und eben nur einen Tag früher, als sie, hier angekommen war. Hier nahmen sie Mundvorräthe ein, und beschäftigten sich mit dem Fischfange.

Nach Verlassung dieser Insel sahen sie am 6. April eine andere noch unbekannte, welcher sie, weil diese Entdeckung gerade am Osterfeste gemacht ward, den Namen Osterinsel gaben. Am folgenden Tage bemerkte man, daß sie gut bewohnt sei. Ein Eingeborner kam herzugefahren, und staunte in einiger Ferne die Schiffe an, als er aber zurückkehren wollte, ward er von den abgeschickten Böten zum Gefangenen gemacht und an Bord gebracht. Er war ein robuster Mensch von brauner Hautfarbe und ganz nackt. Seine Ohren waren sehr lang, allem Anschein nach bloß, weil die schweren Ohrringe sie sehr lang gezogen hatten. Es ward ihm Mancherlei geschenkt, was er Alles um seinen Hals hing. Aeußerst zufrieden mit der Art, wie die Matrosen ihn unterhielten, rief er bei seiner Rückkehr zur Küste immer aus: O—dorroga, O—dorroga!

und man vermuthete, daß dieß eine Anrufung gewisser Götzenbilder sei, welche man unfern der Küste aufgestellt sah.

Am 9. sah man auch, wie die Eingebornen, nach der Sonne hin gerichtet, sich auf die Erde niederwarfen, und vor ihren Götzenbildern Feuer anzündeten. Einige kamen zu den Schiffen. Unter diesen war auch jener ebenerwähnte erste Besucher. Auch war Einer darunter, der fast ganz weiß aussah, und nach seinem gravitätischen Benehmen zu schließen, einer der Priester des Volks war. Am nächsten Tage wollte der Admiral mit 150 Bewaffneten landen, und gab sich ganz den Anschein, als ob er die Insel in Besitz nehmen wolle. Die Eingebornen kamen dieser Schaar aber schon am Strande entgegen, und obgleich unbewaffnet schienen sie ihr doch das Landen verwehren zu wollen, denn die, welche schon gelandet waren, wurden von ihnen sehr unsanft angepackt und zurückgestoßen. Man schickte aber einen Kugelregen unter sie, wodurch man Mehrere tödtete, und die Uebrigen in die Flucht jagte. Diese Begegnung war grausam und unbesonnen, da man die albernen Wilden wohl schon durch bloße Schüsse

hätte zurückscheuchen können, ohne ein Blutbad unter ihnen anzurichten.

Das Schrecken der Eingebornen war grenzenlos, und sie begannen über die Todten ein klägliches Geheul und Geschrei. Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und hielten Zweige von den Palmbäumen in ihren Händen, fielen auf ihre Kniee, und boten Geschenke an, die aus allen den edelsten Früchten der Insel und aus Geflügel u. dgl. bestanden. Man nahm ihnen diese Dinge ab, und gab ihnen dafür Stücken von Europäischen Zeugen und Bagatellen.

Vierfüßige Thiere sah man gar nicht auf der Insel, doch wurden von den Wilden die auf den Schiffen befindlichen Schweine so betrachtet, als ob diese Thiere ihnen längst bekannt seien. Jede Familie schien eine eigene Wohnung für sich zu haben. Diese Wohnungen hatten 40 bis 60 Fuß Länge, und waren aus Baumstämmen erbaut, und mit den Blättern der Palmen gedeckt. Das Land war gut angebaut, und das Eigenthum durch ordentliche Gehäge und Einzäunungen gesondert.

Diese Eingebornen waren von schlankem Körperbau und schönem Ebenmaß der Glieder. Die

Hautfarbe war bräun, wie die der Spanier, und zuweilen noch weniger dunkel. Sie hatten sich den Körper mit allerhand Figuren von von Vögeln und anderen Thieren bemalt. Die Weiber waren meist mit einer hellen rothen Farbe bemalt, hatten den Körper einigermaßen mit leinenen Stoffen und einem seidenartigen bekleidet, und trugen als Hauptbedeckung kleine Strohhüte. Etwas sehr Auffallendes war es, daß die Männer keine Waffen trugen, so daß man glauben mußte, sie verlassen sich bloß auf den Schutz der Götter, mit deren Anbetung sie sehr beschäftigt zu seyn schienen. Die Götzenbilder waren von Stein, und dreimal so hoch als die gewöhnliche Menschenstatur, zwar von gut gebildetem Körper, aber doch immer mit langen Ohren. Das Haupt war mit einer Krone geschmückt. Um diese colossalen Figuren herum war immer eine Mauer gebaut, und in ihrer Nähe hielten sich beständig Wächter auf, Männer mit abgeschorenem Haupthaar, woraus man schloß, daß sie Priester seien.

Man konnte nicht entdecken, daß dieß Volk ein Oberhaupt oder auch nur irgend eine Art von Regierung habe. Nur einige der Aeltesten zeich-

neten sich durch Insignien, die einen Vorrang andeuteten, aus, nämlich sie trugen einen Hauptschmuck von Federn und eine Art von Commandostab in der Hand, so daß es schien, es finde eine patriarchalische Verfassung Statt. Roggeween nahm sich vor, am nächsten Tage die Insel zu durchschweifen, um sie genauer kennen zu lernen, allein es kam ein heftiger Westwind, durch welchen zwei Schiffe ihre Anker verloren, und die ganze Flottille genöthigt ward, weiterzusegeln. Die entdeckte Insel war unterm 27. Grade südlicher Breite *).

---

*) Die Osterinsel ist klein und für den Geographen unbedeutend, aber für den Ethnographen und Naturhistoriker von sehr großem Interesse. Die steinernen Gebilde, welche sich auf ihr finden, sind Staunen erregend durch ihre colossale Größe, freilich aber äußerst plump gearbeitet. An der Stelle, wo die Schiffe gewöhnlich ankern, und welche den Namen Cooks-Bai erhalten hat, sind einige Morais, wo sogleich solche Statuen in die Augen fallen. Das Erstaunen des Betrachters erhöhet sich, wenn er die Beschränktheit und Stumpfsinnigkeit der jetzigen Eingebornen mit der Cultur vergleicht, welche doch nothwendig schon da gewesen seyn mußte, als

Zu Anfange Mais fanden sie unter 15° 45' südl. Breite eine Insel, die niedrig und sandig war, und in ihrer Mitte einen See hatte. Sie gaben ihr den Namen Carlshof, doch glaubten Einige, daß es keine neue Entdeckung, sondern die Hunde-Insel, die Le Maire und Schouten entdeckt hatten, sei. Am 20. befand sich in der Nacht die zum Spähen vorausgeschickte Africanische Galeere auf einmal mitten in einer Gruppe kleiner niedriger Inseln, und bemerkte dieß so spät, daß sie der Gefahr nicht mehr ausweichen konnte, sondern zwischen zwei Klippen auf den Strand lief. Indeß gab sie sogleich Signale durch Schießen, und durch den Beistand der anderen Schiffe ward sie wieder flott. Der Kanonendonner lockte eine Anzahl Eingeborner herbei, die an verschiedenen Stellen ein Feuer anzündeten. Den Holländern ward bei diesem Anblicke ängstlich zu Muthe, und sie feuerten abermals ihr Geschütz ab, wodurch sie die Wilden zerstreuten.

---

dergleichen Sculpturen ihr Dasein erhielten. Ueber ihren Ursprung und ihre eigentliche Bedeutung ist man bis jetzt noch ganz im Dunkeln.

Am folgenden Tage mit Tagesanbruch fanden sich der Adler und der Tienhofen von mehreren Inseln umgeben. Sie hatten nicht nur vier große, sondern auch zahlreiche kleine Inseln und Klippen vor Augen, und waren von ihnen so umzingelt, daß sie gar nicht mehr unterscheiden konnten, durch welchen Canal sie hereingekommen waren. Fünf Tage lang trieben sie sich zwischen diesen Inseln herum, ohne den Ausweg zu finden. Die obenerwähnte Galeere war unwiederbringlich verloren, und die Mannschaft derselben ward auf die anderen Schiffe vertheilt, bloß fünf ausgenommen, welche wegen schwerer Vergehungen, wofür sie harte Strafe zu erwarten hatten, in die Wälder geflohen waren, und es vorzogen, sich in dieser Einöde unter den Wilden niederzulassen. Es ward zu ihrer Verfolgung eine Truppe abgeschickt, welche sie auch wirklich fand, allein sie schossen aus dem Walde auf diese Truppe, und obgleich Pardon zugesichert ward, wollten sie doch ihr Asyl durchaus nicht verlassen. Die Holländer gaben diesen Inseln den Namen Schaadelyke Eylandts (Schädliche Inseln) *).

---

*) Die Schädlichen Inseln (Iles Pernicieuses)

Am 26. Mai sah man mit Tagesanbruch wieder eine Insel, und wäre an ihr beinah auf den Strand gelaufen. Abends erblickte man eine zweite. Die erstere ward Daageraad, die zweite Abendroth genannt. Man glaubt, daß es keine andere Inseln sind als das Sonder Grondt und das Olieghen-Eyland le Maires.

Am 29. kamen sie an eine aus sechs bis acht Inseln bestehende Gruppe, welche sie das Laby-

---

sind unter 15° 30′ südl. Breite und 148° 45′ westl. Länge nach Pariser Sternw. Ueber diese Inseln herrscht in den Reisebeschreibungen noch viele Verwirrung, und es scheint eine sehr häufige Verwechselung mit den Palliser-Inseln und mit den Carlshof-Inseln Statt gefunden zu haben, oder wenigstens ein Hinzuziehen dieser letzteren zu den Schädlichen Inseln. Die Carlshof-Inseln sind ziemlich in der Mitte des gefährlichen Archipels (Archipel Dangereux) unter 15° 48′ südl. Breite und 147° 25′ westl. Länge nach Paris. Die Carlshofs-Inseln sind auch oft mit der Hunde-Insel verwechselt worden. Beide sind aber sehr verschieden von einander, und noch weit von einander entfernt. Dem Verwechseln dieser mannichfaltigen Inseln mit einander wird erst durch die neuesten Reisen ein Ende gemacht.

rinth nannten, und aus welcher sie Mühe hatten, den Ausweg zu finden. Es erschienen zwar keine Eingeborenen, man sah aber eine Menge Feuer und aufsteigenden Rauch auf diesen Inseln, und konnte also nicht zweifeln, daß sie bewohnt seien.

Am 1. Juni näherten sie sich einer Insel von gutem Aussehen unterm 16. Grade südlicher Breite, die ohngefähr zwölf Deutsche Meilen in Umfang hatte. Sie gaben ihr den Namen Verquikking Eyland (Erquickungs-Insel). Es war eine sehr hohe und dadurch von den bisher gesehenen sich sehr unterscheidende Insel. Zwei Böte, jedes mit 25 Mann, wurden bewaffnet ans Land geschickt, um sich nach einem guten Ankerplatze umzusehen. Aber die Eingebornen kamen ihnen schon im Meere entgegen, und widersetzten sich ihrem Landen. Indeß sie wurden durch Musketenschüsse zurückgetrieben. Dann gab man ihnen wieder Zeichen der friedlichen Gesinnung, und diese, in Verbindung mit einigen Geschenken, die man den Eingebornen machte, leiteten wieder einen friedlichen Verkehr ein.

Am nächsten Tage verließ eine starke Truppe das Schiff, und machte unter den Eingebornen dem, welcher der Häuptling zu seyn schien, kleine

Geschenke mit Glascorallen, Spiegeln u. dgl. Sie wurden mit Geringschätzung von ihm empfangen, doch ließ er Cocusnüsse dafür geben. Die Holländer füllten auf der Insel 20 Säcke mit Kräutern an, um die Kranken damit zu erquicken, und wollten dann weiter ins Innere der Insel gehen. Der Häuptling gab ihnen wohlmeinend den Rath, sie möchten dieß unterlassen. Wirklich wurden sie sehr bald von den Eingebornen mit einem Hagel von Steinen begrüßt, und einige dadurch verwundet. Man erwiderte diese Feindseligkeit mit einem Kugelregen. Dadurch tödtete man den Wilden zwar Einige, aber diese setzten unerschrocken den Kampf fort, und wurden verstärkt durch viele andere Hinzukommende, so daß die Holländer endlich zu einem traurigen Rückzuge genöthigt waren, nachdem ihnen Mehrere getödtet und sie Alle mit Wunden bedeckt waren. Dieser Kampf jagte der Mannschaft eine solche Furcht vor den Wilden ein, daß sie nach der Zeit gar nicht mehr zu bewegen waren, in den Böten an unbekannte Inseln zu fahren, wo sie nur im Geringsten mit Feindseligkeiten von den Eingebornen verfolgt zu werden, befürchten konnten.

Die Eingebornen dieser Inseln waren muskulöse, gut gebaute, rasche und in allem ihrem Thun sehr viel Gewandtheit zeigende Menschen. Sie hatten langes glänzendes schwarzes Haar, welches mit Cocusnußöl gesalbt war. Ihr ganzer Körper war tättowirt, eben so wie der der Osterinsulaner. Die Männer trugen um ihren Unterleib eine Art von Matte, die Weiber aber ein ziemlich den ganzen Körper bedeckendes Gewand von einem weich anzufühlenden Stoffe, und mit vielen Perlenmuscheln geschmückt. Diese Insel war höchstwahrscheinlich — wie man später bemerkt hat — keine andere, als eine von den Societäts- oder Gesellschaftlichen Inseln, und zwar die, welche jetzt unter dem Namen Ulietea allbekannt ist.

Roggewеen rief jetzt zu einer allgemeinen Berathschlagung die sämmtlichen Officiere zusammen und eröffnete ihnen, daß er nach seinen erhaltenen Instructionen nur bis zu einem gewissen Längengrade vordringen, und wenn sich bis dahin kein der Besitznahme werthes Land finde, wieder umkehren werde. Allein das Umkehren war jetzt, wo man schon so weit vorgedrungen war, keine Kleinigkeit, und die Stimmenmehr-

heit entschied darüber, daß der große Mangel an Lebensmitteln, den man empfand, die Menge der Kranken, die man an Bord hatte, und der klägliche Zustand der Schiffe überhaupt, durchaus nicht gestatte, die Rückkehr nach Holland durch abermalige Umfahrung des Cap Horn zu versuchen, daß man sich daher zur Fahrt durch die Ostindischen Meere entschließen müsse.

Am dreizehnten Tage nach Verlassung des Verquikking Eyland (der Erquickungsinsel) sahen sie eine Inselgruppe, welche sie nach dem Namen des Capitäns auf dem Tienhoven die Baumanns-Inseln nannten. Sie hatten schöne Berge und Thäler und zehn bis zwanzig Deutsche Meilen (German miles) in Umfang, unter 18° 41′ südlicher Breite. Eine Menge von Eingebornen kam in Piroggen herbei, die mit recht viel Nettigkeit gemacht waren. Sie brachten Fische, Cocusnüsse und andere Erzeugnisse der Insel, die sie sehr gern für Glascorallen und dergleichen Bagatellen hingaben. Auch die Küsten waren von Zuschauern angefüllt. In einem der Canots saß ein Mann, welchem die übrigen Insulaner sehr viel Achtung bezeigten. Ihm zur Seite saß ein junges Weib,

welches beinah ganz weiß war. Ueberhaupt war die Hautfarbe der Mehrzahl von der der Europäer nicht sehr abweichend, sondern das Braun derselben schien, — so wie es auch bei den Portugiesen und Spaniern der Fall ist, — hauptsächlich nur die Folge des Sonnenbrandes. Auch durch den Körperbau erschienen sie als ein schöner Menschenschlag. Sie waren nicht tättowirt, aber vom Unterleibe an bis zu den Füßen mit einem seidenartigen Stoffe bekleidet, und trugen um den Hals Girlanden von duftenden Blumen.

Man glaubt, daß diese Inseln keine andere seien, als die, welchen einige Zeit später der Französische Weltumsegler Bougainville den Namen der Navigator- oder Schiffer-Inseln gab.

Roggeween wollte nicht gern den Monsoon verlieren, der seine Fahrt nach Ostindien begünstigte, und verließ daher diese Inseln sehr bald. Am nächsten Tage sahen sie zwei Inseln, von welchen sie glaubten, daß es die Cocus- und die Verräther-Insel des le Maire seien, die aber viel wahrscheinlicher die Inseln Horn und Wallis gewesen sind. Bald hernach entdeckten sie wieder zwei Inseln von sehr

beträchtlicher Größe, denen sie die Namen Tienhoven und Gröningen gaben *). Obgleich sie aber den ganzen Tag an ihren Küsten hinfuhren, ohne das Ende derselben zu sehen, so machten sie doch keinen Versuch zu landen, weil der Admiral viel zu begierig war, so schnell als möglich Ostindien zu erreichen. Bei dieser Eile nahm er zu wenig Rücksicht auf den Gesundheitszustand seiner Leute, denn Scorbut und Dysenterie wütheten auf den Schiffen schon so arg, daß Erfrischungen und angenehmes Rasten auf den Süd-

---

*) Die ganze große Gruppe der von Roggeween entdeckten Inseln heißt jetzt der Roggeweensche Archipelagus, und besteht hauptsächlich aus den Inseln Tienhoven, Gröningen, Penrhyns, und aus den kleinen Gruppen der Roggeweens- und der Baumanns-Inseln. Tienhoven und Gröningen sind ganz nahe bei einander, unfern der Markesas-Inseln im Westen derselben, und im Nordosten der Roggeweens-Inseln. Beide Inseln sind fast gerade unter 10° südlicher Breite und etwa in 159° westlicher Länge von Paris. Ihre Lage ist indeß noch nicht ganz genau bestimmt. Man kennt bloß ihre Südspitze einigermaßen und das Uebrige ist noch nicht viel auf den Charten mit Deutlichkeit angegeben.

seeinseln eigentlich höchst nöthig waren. Es starben täglich drei, vier bis fünf Menschen, und die Kranken waren über den hartherzigen Admiral, der nicht einmal die ganz nahe liegenden Gelegenheiten zu ihrer Erquickung ergriff, so aufgebracht, daß einige derselben bis zum letzten Hauche ihres Lebens Verwünschungen gegen ihn ausstießen.

Am 18. Juli sahen sie Neu-Britannien. Die Eingebornen dieser Insel waren kupferfarbig, hatten langes schwarzes Haar, und zeigten feindselige Gemüthsart. Man ankerte bei den Inseln Moa und Arimoa. Hier hätte man sich Erfrischungen sehr leicht verschaffen können, wenn man sich in Tauschhandel mit den Eingebornen einlassen wollte, allein Roggeween zog die summarischere Methode vor, welche war, Alles, wessen man bedurfte, mit Gewalt der Waffen wegzunehmen. Er ließ eine Truppe landen, von dieser die Cocusnußbäume niederhauen, und auf die Eingebornen, welche sich naheten, schießen, ohne daß irgend eine Anfeindung von Seiten derselben vorausgegangen war. Schon vor Roggeween waren Le Maire, Schouten und Tasman in diesen Seestrichen gewesen, und

diese hatten durch ihre liebreiche Behandlung der Eingebornen dieselben sehr gut gestimmt. Roggeween zerstörte aber die Harmlosigkeit und Freundlichkeit der Wilden durch sein unbesonnenes Verfahren.

Immer rastlos westwärts steuernd, segelte er dann zwischen dem nordwestlichen Theil von Neu-Guinea und Gilolo hin. Im September erreichte er Java, und legte sich bei Japara, wo die Holländisch-Ostindische Compagnie ein Fort hatte, vor Anker. Mehrere seiner Leute landeten, und von seiner Ankunft ward Nachricht nach Batavia an den dortigen Holländischen Gouverneur geschickt. Inzwischen hatten sie von ihren Kranken siebenzig Mann durch den Tod verloren, und mehrere waren in Scharmützeln mit den Eingebornen umgekommen.

Roggeween hatte keine Licenz von der Holländisch-Ostindischen Compagnie selbst, nach Indien zu kommen, welche doch, wie es scheint, damals alle Schiffe haben mußten, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollten, von der Compagnie, sobald sie sich ihren Etablissements näherten, confiscirt zu werden. Roggeween machte

sich durch diesen unbesonnenen Streich eben so unglücklich wie Le Maire und Schouten. Auf eine Einladung des Gouverneurs begab er sich nach Batavia, hier wurden aber seine Schiffe ohne Umstände confiscirt, und die Mannschaft ward auf die nach Holland zurückgehenden Schiffe vertheilt.

In der Folge appellirte aber die Holländisch-Westindische Gesellschaft gegen dieses Verfahren der Ostindischen mit sehr gutem Erfolge, und die Ostindische ward verurtheilt, den Werth der confiscirten Schiffe zu erstatten und der ganzen Mannschaft derselben ihren Sold bis zum Tage der Ankunft in Holland auszuzahlen.

Roggeween hat einige wichtige Entdeckungen gemacht, aber kein Reisender ist unglücklicher als Er darin gewesen, daß er keinen geschickten Berichtserstatter über die Reise zu finden vermocht hat. Alle Angaben des darüber erschienenen Berichts haben viel Ungenügendes, nicht einmal die Breitengrade sind ordentlich angegeben, an Angabe der Längengrade ist nicht zu denken. Weder er selbst noch einer der Mitreisenden hat die Erzählung davon herausgegeben,

die erschienenen Schriften darüber sind von ungenannten und unbekannten Menschen, welche in einzelnen Umständen sehr von einander abweichen und in vielen Angaben sich völlig widersprechen.

A n s o n.

In den Jahren 1740 bis 1744.

Gegen Ende des Jahres 1739 war es vorauszusehen, daß ein Krieg zwischen England und Spanien sehr bald ausbrechen werde. Mehrere damals an der Spitze der Verwaltung stehende Männer waren der Meinung, daß es höchst nützlich und politisch seyn würde, den Feind in einigen seiner entlegenen Niederlassungen anzugreifen, weil er dadurch wohl der Schätze und der Mittel, die ihn zu Führung des Krieges in Stand setzten, ganz beraubet werden könnte. Das Commando der zu diesem Unternehmen ausgerüsteten Flotte erhielt der Commodore Anson. Diese Flotte oder Escader bestand aus sechs Kriegsschiffen und zwei Proviantschiffen. Es waren nämlich folgende:

Schiffe	Commandeurs	Geschütz	Mann
Der Centurio	George Anson, Esq.	60	400
Der Gloucester	Richard Norris	50	300
Der Severn	Edward Legge	50	300
Die Perle	Matth. Mitchell	40	250

Schiffe	Commandeurs	Geschütz	Mann
Der Wetter (Wager)	Dandy Kidd	28	160
Die Sondir-Schaluppe	John Murray	8	100

Am 18. September 1740 lichtete die Escader bei St. Helens die Anker. Es war vorgeschlagen worden, drei unabhängige Compagnien von Truppen mitgehen zu lassen, jede hundert Mann stark, und Oberst Bland sollte mit seinem eigenen Regimente als oberster Befehlshaber der Landtruppen sie begleiten. Diese herrliche Idee ward aber nicht realisirt, sondern mit unbegreiflicher Verblendung schickte man dafür bloß vierhundert und siebenzig Invaliden aus den Casernen von Chelsea, über die ein gewisser Oberstlieutenant Cracherode das Commando bekam. Anson eilte, so sehr er nur konnte, Madeira zu erreichen, war aber nicht eher als am 25. October so glücklich.

Am 3. November segelten sie von Madeira ab, und wollte nach Santiago steuern, einer der schönsten Capverdischen Inseln. Dieß Project ward jedoch, wegen der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit, am folgenden Tage wie-

der aufgegeben, und man beschloß die Fahrt nach Santa Catarina an der Brasilischen Küste, welches wenigstens zum Rendezvous bestimmt ward, auf den Fall, daß man getrennt werden sollte. Am 16. December bekam man die Brasilische Küste zu Gesicht, und am Abende des 18. legte man sich an der Nordwestspitze der Sanct Catharinen-Insel vor Anker.

Man hatte hier zuvörderst nichts Angelegentlicheres, als die Kranken ans Land zu bringen, zu deren Unterbringung man an der Küste gleich Zelte aufschlug. An Bord des Centurio waren der Kranken nicht weniger als achtzig, an Bord der übrigen Schiffe war die Anzahl derselben in gleichem Verhältnisse zur Stärke der Mannschaft. Die Landluft, von der man sich zu Wiederherstellung derselben sehr viel versprochen hatte, bewies dennoch hier keine sehr wunderwürdige Heilkräfte, und binnen wenigen Tagen wurden von des Commodore Ansons Schiffe der Gestorbenen achtundzwanzig begraben, und die noch Lebenden nahm man in einem gar nicht verbesserten Gesundheitszustande wieder mit.

Ihre nächste Beschäftigung war dann das Holz- und Wassereinnehmen und das Calfatern

der Schiffe. Wegen der Stürme, die man am Cap Horn auszustehen gewärtig seyn mußte, und durch die man sehr leicht getrennt werden konnte, bestimmte Anson drei Versammlungsörter für die Schiffe, als den ersten den Sanct Julians-Hafen, wo sie zehn Tage bleiben wollten, als den zweiten die Insel Nuestra Sennora del Socorro, an der sie so lange es ihr Holz und Wasservorrath gestatten würde, auf und ab segeln wollten, und als den dritten die Insel Juan Fernandez, wo sie sich wieder verproviantiren wollten.

Am 18. Januar verließ die Escader Santa Catarina, und am 18. Februar legte sie sich in der Sanct Julians-Bai an der Patagonenküste vor Anker, wo man die Schaluppe wieder herstellen mußte. Anson berief die sämmtlichen Officiere zu einer Berathschlagung, und eröffnete ihnen, daß sein Auftrag sey, in der Südsee sich eines Hafens zu versichern, wo sie ganz unangefochten sich mit Ausbesserung der Schiffe beschäftigen könnten. Er schlug vor, Valdivia anzugreifen, die Hauptgrenzstadt von Chile. Alle billigten diesen Vorschlag, und nun wurden den Capitänen der Escader neue Instructionen

gegeben, und Allen ward eingeschärft, eine Trennung vom Centurio so sehr als nur möglich zu vermeiden, und sich daher geflissentlich nie weiter als zwei Meilen von ihm zu entfernen.

Am 27. Februar segelten sie weiter. Am 5. März erblickten sie das Feuerland. Am 7. fuhren sie in die Straße le Maire, und kamen durch sie, ob sie gleich eine Länge von sieben bis acht Leagues hat, wegen der Strömung der Fluth mit reißender Schnelligkeit binnen zwei Stunden hindurch. Kaum hatten sie aber das Süd-Ende der Straße erreicht, als ihr Unglück begann. Es erhob sich ein furchtbarer Sturm, und die Fluth kehrte sich nun plötzlich gegen sie und trieb sie ostwärts mit einer solchen Schnelligkeit und Vehemenz, daß die zwei vordersten Schiffe, the Wager und die Anna kaum dem Schicksale entgingen, an der Küste von Staatenland in Stücken zerschmettert zu werden.

Drei ganze Monate hindurch hatten sie nun einen beständigen Kampf mit den größten Gefahren, und eine fast ununterbrochene Aufeinanderfolge von Stürmen, dergleichen selbst die ältesten Leute unter der Mannschaft nie erlebt zu ha-

ben versicherten, ja gegen welche ihnen alle, die sie selbst je erfahren hatten, nur ganz unbedeutend vorkamen, so daß sie einstimmig betheuerten, erst jetzt die Erfahrung zu machen, was eigentlich ein Sturm sei.

Eine kurze Pause trat ein, wo das Meer ein wenig ruhiger ward; aber schon am 1. April kehrte der ganze Ungestüm desselben zurück, und am 3. erhob sich ein Sturm, der alle bis dahin ausgestandene noch bei Weitem übertraf, und auch weit länger anhielt. Am 13. mußten sie nach ihrer Rechnung endlich ums Cap hinum seyn und in die Südsee kommen. Aber als zwischen 1 und 2 Uhr in der Nacht der Himmel sich ein wenig aufklärte, und der Mond einige Augenblicke die Scene beleuchtete, gab die Anna ein Signal, daß sie gerade vor sich ganz nahe Land sehe. Dieses Land war nur zwei Meilen entfernt, und man gerieth in die größte Besorgniß, daß man auf den Strand laufen werde. Zum Glück drehte sich der Wind, und bloß diesem Umstande glaubten sie ihre Rettung zu verdanken. Zu ihrem großen Erstaunen fanden sie, daß das Land hier das schwarze Vorgebirge (Cabo Nero) war, von dem sie sich sehr weit

entfernt und zehn ganze Längengrade weiter westlich geglaubt hatten. Die Strömungen waren so heftig gewesen, daß sie dadurch in ihrer Rechnung ganz getäuscht worden waren. Sie steuerten nun mehr südwärts. Am 24. April Abends kam wieder ein äußerst heftiger Sturm, und um Mitternacht endlich traf die Escader das lange befürchtete Loos, von einander getrennt zu werden. Auch bekam sie sich nicht eher als bei der Insel Juan Fernandez wieder zu sehen. Zu diesem Unglücke gesellte sich noch der traurige Umstand, daß der Scorbut bereits schreckliche Verwüstung unter der Mannschaft anrichtete. Auf dem Centurio allein starben im Monat April Dreiundvierzig und im Mai noch einmal so viel.

Am 8. Mai erreichte der Centurio die Insel Nuestra Sennora del Socorro. Hier kreuzte er einige Tage herum, und hoffte, eins der zerstreueten Schiffe anlangen zu sehen, welche Erwartung aber täuschte. Am 22. Mai schien die Furie aller der Stürme, die sie bisher schon ausgestanden hatten, sich gleichsam vereinigen und concentriren zu wollen, und zu ihrem Untergange verschworen zu haben. Fast alle Segel

zerrissen, das Takelwerk ward zerstört, und das Schiff selbst erhielt durch einen sich über dasselbe stürzenden Wasserberg, einen so schrecklichen Stoß, daß einige Wände davon einstürzten, und Ballast und Vorräthe entsetzlich durch einander geworfen wurden, wovon die Folge war, daß das Schiff sich auf die Seite legte. Bei der Insel Chiloe kamen sie in große Gefahr, auf den Strand getrieben zu werden. Zum Glück sprang der Wind südwärts über, und sie entkamen auch hier noch der sehr großen Gefahr. Am 9. Juni endlich erreichten sie Juan Fernandez, doch war ihr Zustand bereits ein höchst kläglicher, und die Mannschaft so zusammengeschmolzen und durch Krankheit geschwächt, daß kaum zu den nöthigsten Schiffsarbeiten dienstfähige Menschen genug da waren.

Der Anblick von Juan Fernandez ist an sich schon von entzückender Schönheit, wie viel mehr war er es für diese Kranken. Den nördlichen Theil dieser Insel bildet eine Reihe felsiger Berge, welche von aromatischen Bäumen und Pflanzen begrünt sind, unter welchen letztern sich auch fast die sämmtlichen antiscorbutischen befinden. Die Ziegen oder Lamas fand Anson in

so großer Menge nicht mehr hier, als frühere Reisende sie gefunden hatten; dahingegen waren die Hunde in so ungeheurer Anzahl da, daß sie gleichsam die ganze Insel in Besitz genommen, und die Lamas sich vor ihnen bloß in die Gebirge gerettet hatten. Von diesen letzteren wurden aber einige gefangen, welche ein sehr hohes Alter zu haben schienen, und deren Ohren geschlitzt waren, daher man glaubte, daß sie noch aus der Zeit des bekannten Alexander Selkirk seien, der während seines Einsamlebens auf der Insel die von ihm gefangenen sämmtlich auf diese Art bezeichnet hatte.

Als das Schiff einen guten Ankerplatz gefunden hatte, war die erste Sorge, Zelte auf der Insel aufzuschlagen und die Kranken hinüber zu bringen. Die Zahl derselben belief sich auf einhundert siebenundsechzig. Diese waren fast sämmtlich so schwach, daß sie in ihren Hangematten unter die Zelte getragen werden mußten, bei welchem sehr beschwerlichen Geschäfte Anson und seine Officiere selbst Beistand leisteten. Zwölf bis vierzehn starben, als sie der Luft ausgesetzt wurden, während der kurzen Ueberfahrt in den Böten. Die Krankheit hatte schon zu viele Fort-

schritte gemacht, als daß selbst bei dem herrlichen Clima der Insel die Bekämpfung derselben sehr schnell hätte von Statten gehen können, und es vergingen zwanzig Tage, ehe der Erfolg die Anstrengungen belohnte. Auch starben ihrer in den ersten zehn bis zwölf Tagen noch täglich sechs bis sieben.

Als endlich auch das Schiff gereinigt und einigermaßen wieder hergestellt war, ging man an die Verproviantirung desselben. Man eilte damit sehr, weil man aus allerhand Spuren auf der Insel sah, daß sich vor Kurzem eine Spanische Schaar auf ihr aufgehalten hatte, und man die Rückkehr derselben fürchtete, da man sich auf einen Kampf mit derselben unter den Umständen, unter denen man jetzt war, (man zählte nicht mehr als etwa dreißig ganz Gesunde) nicht einlassen konnte, zumal wenn es die Escader Pizarros war, wie man vermuthete.

Einige Tage nach der Ankunft des Centurio fand sich die Schaluppe ein. Am 21. Juni erschien der Gloucester, doch erst am 26. war er der Insel so nahe, daß man sich völlig überzeugte, er sei es. Man schickte sogleich das große

Boot mit Wasser und Vegetabilien an ihn ab, deren er äußerst bedurfte. Dieses Schiff konnte wegen widriger Winde und Strömungen die Insel nicht erreichen, sondern trieb immer auf und ab, und schwand zuweilen ganz aus dem Gesichte. Erst am 23. Juli glückte es ihm, in den Hafen einzulaufen, und nun hatte das Elend auf ihm auch bereits den höchsten Gipfel erreicht, und die Mannschaft bereits ganz an ihrer Rettung verzweifelt. Die Anna erschien in der Mitte des August. Dieß waren die einzigen Schiffe, denen die Wiedervereinigung gelang, denn der Severn und die Perle hatten, als sie beim Cap Horn durch den Sturm getrennt wurden, nicht auf die Bahn ums Cap hinum kommen können, sondern nach vielen Schwierigkeiten waren sie wieder an die Brasilische Küste gekommen, von wo sie sich auf den Rückweg nach Europa begaben, der Wager aber war an der Küste gescheitert.

Die Anna ward bei der Untersuchung der Zimmerleute als untauglich für die Zwecke der Escader befunden, und für dreihundert Pfund Sterling verkauft, da der auf ihr als Schiffsmeister Angestellte selbst sich zum Käufer anbot.

Die ganze Mannschaft derselben ward an Bord des Gloucester genommen. Die sämmtlichen auf drei Schiffe zu vertheilenden Mannschaften beliefen sich jetzt bloß noch auf dreihundert und funfzig Mann, eine Zahl, die selbst für den Centurio allein noch keine hinreichende Bemannung war.

Am 8. September sahen sie ein Schiff, und der Centurio, der am weitesten vorwärts war, machte Jagd auf dasselbe, allein es entging ihm.

Am 12. sahen sie abermals eins. Es war ein großes Spanisches Schiff, und da es Spanische Flagge aufsteckte und auf den Centurio losging, so befahl Anson, alle nöthige Anstalten zum Gefecht zu machen. Als es aber näher kam, zeigte sich, daß es ein bloßes Kauffahrteischiff war, welches gar keine Kanonen hatte. Es hatte Ansons Schiff aus Irrthum für sein eignes Begleitschiff angesehen. Dieses Schiff ergab sich, als man vier Schüsse gethan hatte, sogleich. Saumarez, der erste Lieutenant des Centurio, erhielt den Auftrag, sich seiner zu bemächtigen, und die sämmtlichen Gefangenen auf den

Centurio zu schicken. Es hieß Nuestra Sennora del monte Carmelo (die Madonna vom Berge Carmel), und war mit Zucker, Tuch, Baumwolle und Taback beladen. Auch hatte es einige mit verarbeitetem Silber angefüllte Kisten an Bord, und dreiundzwanzig mit Piaster angefüllte Fässer, von denen jedes etwa zweihundert Pfund wog. Die Nachrichten, die man von den Gefangenen erhielt, waren sehr interessant, denn man vernahm von ihnen, daß Pizarros Escader, welche gegen die Engländer dort herumkreuzte, verunglückt sei.

Aus Briefen, die sich an Bord dieser Prise befanden, ersah man, daß zwischen Callao und Valparaiso noch andere Kauffahrteischiffe im Meere waren. Anson schickte daher die Schaluppe ab, um vor dem Hafen von Valparaiso zu kreuzen, und sich über diesen Umstand Belehrung zu verschaffen. Zu gleicher Zeit schickte er den Capitän Mitchell im Gloucester ab, um bis unter den fünften Grad südlicher Breite zu segeln, und bei der Insel Payta so lange herumzukreuzen, bis der Centurio ihn einhole. Auf den Gloucester gab er dreiundzwanzig Matrosen und sechs Passagiere

von der Spanischen Prise, welche nun als ein Kreuzer ausgerüstet und mit sechs Stücken Geschützes versehen ward. Als am 19. September der Centurio und die Prise aus der Bai von Juan Fernandez wieder absegelten, nahmen sie ihren Lauf ostwärts, um die Schaluppe bei Valparaiso einzuholen.

Am 2. Abends erreichten sie diese, nachdem sie eine wichtige Prise gemacht hatten, die von sechshundert Tonnen Last und eben so wie jene erstere mit sehr vielem baaren Gelde, ohngefähr fünftausend Pfund, beladen war.

Am 27. kam die Schaluppe an den Centurio heran, und der Capitän derselben überreichte dem Commodore ein von ihm und seinen Officieren unterschriebenes Document, welches bezeugte, daß die Schaluppe so leck und in so elendem Zustande sei, daß sie, ohne das Leben aller auf ihr Befindlichen zu gefährden, nicht länger mit derselben segeln könnten. Man nahm daher sofort alles auf ihr befindliche Brauchbare nebst der ganzen Mannschaft an Bord der Prise, und schritt sogleich zur gänzlichen Vernichtung des Fahrzeuges durch Versenken desselben ins Meer.

Jetzt beschloß man, den Capitän Mitchell aufzusuchen, der sich bei Payta stationirt hatte, um in Gesellschaft mit ihm einer Spanischen Escader, welche etwa im Hafen von Callao inzwischen ausgerüstet worden, tapfer die Spitze bieten zu können. Mit diesem Plane steuerten sie nordwärts. Am 5. November begegneten sie einem Schiffe, welches, nach einer auf dasselbe im Dunkeln gemachten anderthalbstündigen Jagd, sich ergeben mußte. Anson schickte seinen dritten Lieutenant auf dem Centurio, Namens Dennis, mit sechzehn Mann zur Besitznahme desselben ab. Es hatte den Namen Santa Teresa de Jesus, war von etwa 300 Lasten, und kam von Guaiaquil, um nach Callao zu gehen. Beladen war es mit Häuten, Bauholz, Taback, Cacao, Cocusnüssen, Quinto-Zwirn, (einem sehr brauchbaren starken Zwirn, der aus einer Grasart gemacht wird,) Quinto-Tuche, und etwa 170 Pfund Sterling an baarem Gelde. Alle Gefangene erschienen, als sie an Bord der Engländer kamen, sehr niedergeschlagen und voll Zagens, und man sah deutlich, daß sie die Engländer für Unmenschen hielten. Ansons menschliches und höfliches Benehmen gegen sie zwang

sie aber bald darauf selbst zu dem Geständnisse, daß sie in ihren Erwartungen, welche sich auf die Vorurtheile ihrer Nation gründeten, auf die allerangenehmste Art getäuscht worden seien.

Am 10. November, als sie eben ohngefähr drei Leagues von der Lobos-Insel entfernt waren, sahen sie sich nach dem Gloucester um, dem seine Station in dieser Gegend angewiesen worden war. Sie entdeckten ein Schiff, und einer der Schiffslieutenante, Namens Brett, ward sogleich mit einer Pinasse der Schaluppe und einer Barke abgeschickt, um auf dasselbe Jagd zu machen. Bald erkannte man, daß es nicht der Gloucester sei. Brett war sehr bald so glücklich, es zu entern, ohne beinahe Widerstand zu finden. Dieses Schiff hatte den Namen Nuestra Sennora del Carmin, und ging von Panama nach Callao. Es hatte etwa 270 Tonnen Last, war mit dreiundvierzig Menschen bemannt, und seine Ladung bestand aus Kaufmannsgütern, die aber für die Engländer gerade nicht von sehr sonderlichem Werthe waren. Desto größer war der Werth derselben für die Unglücklichen, welche sie verloren, denn in Pa-

nama wären diese Dinge zum allerwenigsten für 400,000 Piaster zu verkaufen gewesen.

Von den Gefangenen erhielt man die Nachricht, daß nur wenige Tage früher ein Schiff in den Hafen von Payta eingelaufen sei, dessen Capitän dem Gouverneur gemeldet, er sei von einem sehr großen Schiffe, welches nach seiner Größe und seinem sonstigen Aussehen zu urtheilen, ihm eins von der Englischen Escader geschienen, gejagt worden. Hierauf habe der Gouverneur sogleich einen Expressen nach Lima geschickt, und den dort residirenden Vicekönig mit dem Umstande bekannt gemacht. Der in Payta seinen Sitz habende königliche Präfect sei indeß emsig beschäftigt gewesen, die in der Stadt befindlichen königlichem und seine eigenen Schätze fort und nach Piura zu schaffen, welcher Ort von Payta vierzehn Leagues entfernt im Innern des Landes liegt. In Payta lag immer noch ein den Spanischen Kaufleuten gehöriger sehr beträchtlicher Schatz im Stapelhause, und dieser sollte auf einem eben jetzt im Hafen ankernden Fahrzeuge eingeschifft und nach Sonsonnate an der Mexicanischen Küste geschafft werden, um damit dem von Manilla kommenden großen

Registerschiffe einen Theil seiner Ladung abzukaufen. Ueber das Schiff, welches jenes Spanische gejagt haben sollte, hatten die Engländer die Vermuthung, daß es der Gloucester gewesen. Das im Hafen liegende, auf welchem die große Geldsumme der Kaufleute eingeschifft werden sollte, schien einer der allervorzüglichsten Segler zu seyn, und der Centurio durfte sich daher gar nicht schmeicheln, daß, wenn es ihm einmal aus dem Hafen hinaus und ins hohe Meer zu kommen geglückt seyn würde, ein kühnes Beginnen, dasselbe zur Prise zu machen, gut ausschlagen werde.

Entdeckt und verrathen war man nun ebenfalls. Mithin sah man voraus, daß bald an dieser ganzen Küste Alarm seyn werde, so daß das Herumkreuzen an ihr mit einem Schiffe wie der Centurio gar keinen Vortheil mehr versprechen konnte. Anson faßte daher einen energischen Entschluß, und befahl, gleich in der kommenden Nacht den Angriff auf die Stadt Payta selbst zu machen. Ward dieser Ort glücklich eingenommen, so gewann man damit erstaunlich viel, eine ungeheure Summe baaren

Geldes und eine Menge von Mundvorräthen, die ihnen eben jetzt höchst willkommen seyn mußten, da sie drückenden Mangel litten. Dann konnten sie auch ihre sehr beträchtliche Anzahl von Gefangenen ans Land setzen, die ihnen an Bord sehr zur Last fielen, weil es an den Mitteln zu ihrer Beköstigung fehlte.

Payta bestand damals aus etwa zweihundert Häusern, die sämmtlich nur ein Stockwerk hoch waren. Die Stadtmauer war eine bloße mit Rohr durchflochtene Lehmwand, und die Dächer der Häuser waren bloße Laubdächer, wie es in jenen heißen Regionen, wo man Bäume von außerordentlich großem und dauerhaftem Laube hat, sehr gewöhnlich ist. Die einzige Vertheidigungsanstalt, die Payta hatte, war ein Fort; aber auch dieß war ohne Gräben und Außenwerke, bloß mit einer nicht sehr starken Mauer von Backsteinen umgeben, hatte nicht mehr als acht Kanonen und eine äußerst unbedeutende Garnison, ob es gleich hieß, daß die Stadt sehr leicht dreihundert Bewaffnete stellen könne.

Um aller Verwirrung vorzubauen, die aus

der Unkunde der einzuschlagenden Wege entstehen könnte, wurden zwei Spanische Lootsen erwählt, um den Lieutenant an den besten Landungsplatz zu bringen. Als die Schiffe etwa noch fünf Leagues von Payta entfernt waren, gegen 10 Uhr Abends, segelte der Lieutenant Brett mit den ihm zu dieser Expedition gegebenen Böten ab. Ohne vom Feinde entdeckt zu werden, erreichte er die Mündung der Bai. Kaum aber war er in dieselbe hinein, so gewahrten ihn Einige von der Mannschaft eines dort ankernden Schiffes, und diese sprangen nun sogleich in ihr Boot, ruderten eiligst der Küste zu, und schrieen laut: „die Engländer sind da! die Engländer sind da!"

Die ganze Stadt ward durch dieß Geschrei alarmirt, und die Mannschaft der Böte sah alsbald, wie im Fort mit Lichtern emsig hin und hergelaufen ward, auch eine Menge andere Zeichen einer großen in der Stadt herrschenden Unruhe. Brett ermunterte seine Schaar, rasch zu seyn, und wo möglich zu landen, ehe die Kanonen des Forts gelöset würden. Die Landung gelang, und die ganze Schaar marschirte sogleich

auf den Paradeplatz, ein großes Carré am Ende der engen Straße, durch welche sie hereingeschlichen war. Mit Trommelschlagen und lautem Freudengeschrei suchte sie nun die Einwohner vollends ganz in Bestürzung zu bringen. Sie ward mit einem kleinen Regen von Musketenkugeln empfangen, welchen einige auf der Gallerie des Gouvernementshauses versammelte Kaufleute gegen sie abschickten. Doch als das Feuer erwidert ward, verließen sie ihren Posten und gaben den Engländern den Ort Preis. Der Lieutenant theilte jetzt seine Schaar in zwei Partieen, ließ von einer das Gouvernementshaus umzingeln um sich wo möglich des Gouverneurs zu bemächtigen, während er selbst an der Spitze des andern das Fort angreifen wollte. Die im Fort befindlichen Truppen aber hatten bei seiner Annäherung schon die Flucht ergriffen, und er fand gar keinen Widerstand. Binnen weniger als einer Viertelstunde war die Einnahme des Ortes vollständig gelungen, und nur einen einzigen Todten und zwei Verwundete hatte man dabei bekommen.

Inzwischen hatten der Centurio und die

übrigen Schiffe gute Fahrt nach Payta, kamen um 7 Uhr des Morgens in die Bai, und um 12 Uhr an einen sehr guten Ankerplatz, anderthalb Meilen von der Stadt. Diesen Tag und den folgenden hatten sie vollauf zu thun, die in der Stadt befindlichen Schätze an Bord zu schaffen. Alles ihnen Schätzbare nahmen sie mit, besonders auch eine große Menge von Schweinen, Federvieh und andern Mundvorräthen. Um einem in der Nacht zu befürchtenden Ueberfalle vorzubauen, sandte der Commodore einen Verstärkungstrupp an die Küste, welcher auf alle zu dem Markte hinführenden Wege gestellt ward, und auch die Wege ließ er durch aufgeworfene Schanzen sicherstellen. Da aber der Feind die ganze Nacht hindurch ruhig blieb, so gingen sie dann wieder an ihr Geschäft, die aus der Stadt mitzunehmenden Schätze an Bord zu schaffen. Am dritten Tage erst kamen sie damit völlig zu Stande, und am 15. November segelten sie von Payta wieder ab. Anson ließ die sämmtlichen Gefangenen, achtundachtzig an der Zahl, ans Land setzen, und befahl, sie in eine der Kirchen einzusperren, wo sie bleiben sollten, bis alle seine Leute wieder eingeschifft seien. Lieutenant Brett vertheilte sodann Pech,

Theer und andere brennbare Stoffe, deren es eine große Menge in der Stadt gab, in Häuser derselben, die auf allen Gassen dazu die passendsten waren, damit die Feuersbrunst, mit welcher den Ort zu vernichten, einmal beschlossen war, gleich bei Einschiffung der Truppen mit der größten Schnelligkeit um sich greifen und so heftig seyn möchte, daß alle Gegenanstalten der Spanier sie nicht löschen könnten. Dann ließ er mit den Kanonen auf dem Fort diejenigen Häuser, die gerade vor dem Winde lagen, beschießen, was denn ihre Entzündung unvermeidlich bewirkte. Er sammelte seine Leute, und vermißte bloß einen Einzigen. Als sie aber schon in den Böten waren und wieder abstießen, hörten sie Jemanden rufen, der um Hülfe bat, und sahen ihn bald darauf bis ans Kinn im Wasser stehend. Es war gerade der Vermißte, und der arme Mensch, der nicht schwimmen konnte, war in der schrecklichsten Angst, daß er den Feinden in die Hände falle.

Um Mitternacht am 16. November verließen sie die Küste von Payta. Die Escadre bestand jetzt aus sechs Schiffen, nämlich dem Centurio,

der Schaluppe, dem Carmel, dem Carmin, der Teresa und der Soledad, welche letzteren Schiffe die Spanischen Prisen waren. Sie steuerten westwärts, und am nächsten Morgen befahl Anson, ins hohe Meer zu gehen, um nach dem Gloucester zu forschen, da man eben in der Nähe der Stelle war, wo er hatte herumkreuzen sollen. Am 18. Vormittags entdeckten sie ihn endlich, und zwar mit einem andern kleinen Fahrzeuge in Gesellschaft. Nachmittags erreichten sie ihn, und hörten, daß Capitän Mitchell zwei Prisen gemacht hatte, die beide gleich dem ersten Anschein nach ziemlich reich beladen waren, da man auf der einen im geprägtem Silber siebentausend Pfund Sterling und auf der andern, wo die Mannschaft eben zu Mittag aß, das Tischgeschirr aus bloßem Silber bestehend gefunden hatte. Deßungeachtet wollten die Gefangenen nicht gestehen, daß sie Geld hätten, und gaben den Inhalt der Fässer für bloße Baumwolle aus. Man nahm diese dennoch sämmtlich an Bord des Gloucester, und als man sie nun untersuchte, fand sich, daß in der Baumwolle zugleich eine Summe baaren Geldes, in Spanischen Dublonen und Piastern bestehend, be-

findlich war, die sich auf zwölftausend Pfund Sterling belief.

Sie steuerten nun nach Quibo, einer in der Mündung der Bai von Panama liegenden Insel. Nachdem sie sich hier mit Wasser verproviantirt hatten, schlug Anson vor, nach der Südspitze von Californien oder den nahen Mexicanischen Küsten zu segeln, und dem von Manilla kommenden Registerschiffe aufzulauern, von welchem man wußte, daß es bereits auf dem Wege nach Acapulco war. Da man jetzt erst Mitte Novembers hatte, und die Ankunft des Schiffes gewöhnlich in die Mitte Januars fiel, so zweifelte man gar nicht, daß man zeitig genug an der rechten Stelle es überraschen und capern werde. Sie waren jetzt in Allem acht Schiffe, aber die Soledad und die Santa Teresa waren schlechte Segler, welche durch ihre Langsamkeit die übrige Escader nur aufhielten. Anson befahl daher, alles Nützliche, was auf ihnen befindlich sei, von ihnen zu nehmen, und sie zu verbrennen. Der Centurio steuerte dann, nachdem dem Glocester und den übrigen Schiffen die nöthigen Instructionen gegeben

waren, unaufhaltsam nach Quibo. Am 3. December erreichte er es. Auf dieser Insel kann man sich sehr gut mit Holz und Wasser versorgen, da hohe Bäume überall bis zur Fluthmarke herab stehen, und ein reißender Strom schönen Trinkwassers sich ins Meer ergießt. So war der Centurio im Stande, binnen zwei Tagen sich sehr gut zu verproviantiren.

Am 12. December segelten sie von Quibo westwärts, nachdem sie die zuletzt gemachte Prise ins Meer versenkt hatten. Der Gloucester war von ihnen getrennt worden, hier aber trafen sie sich wieder. Der Commodore beschloß nun den Kreuzzug zur Eroberung des Registerschiffes von Manilla, und gab deßhalb der Escader Befehl, alles Mögliche zu thun, um recht schnell bis an den Hafen von Acapulco hinaufzukommen. Auf den Fall der Trennung ward zum Wiedervereinigungdorte die mittlere Insel der Tres Marias bestimmt, zum zweiten aber, wenn sie sich an jenem nicht treffen sollten, die Halbinsel Macao in China. Sie lebten der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie, da eben der zu dieser Fahrt günstige Passatwind ein-

fallen mußte, ihren Zweck ohne Schwierigkeiten erreichen würden, wurden aber in dieser Hoffnung sehr getäuscht, und hatten mit widrigen Winden, anhaltendem Regen, einer fast monatlichen Windstille und dergl. zu kämpfen, so daß sie bereits die Hoffnung, das Registerschiff zu capern, ganz aufgegeben hatten, als endlich doch sich ein Wind erhob, der ihre Fahrt wieder sehr begünstigte, und aufs Neue eine Aussicht auf diese Prise eröffnete.

Anson schickte am 12. Februar seine Barke, um den Hafen von Acapulco aufzusuchen, und zu spähen, ob daß Registerschiff etwa schon angelangt sei. Diese kehrte am 19. mit der Nachricht zurück, das der Hafen ihnen zu Gesicht gekommen, und daß sie selbst die in seiner Mündung liegende Insel erreicht, daß sie aber dann nicht gewußt, wie sie ihren Weg nehmen sollten. Als sie ganz unschlüssig herumlavirt, sei ihnen auf der Oberfläche des Wassers ein Licht erschienen, und als sie nun sogleich und mit so wenig Geräusch als nur möglich auf dasselbe zugerudert, habe sich gezeigt, daß es ein mit drei Negern be-

manntes Fischerboot sei, welches auch sogleich von ihnen genommen worden.

Von den Gefangenen erfuhr man, daß das Registerschiff bereits am 9. Januar in Acapulco angelagnt sei. Es habe seine Ladung da eingenommen, und sich verproviantirt, worauf nach einer Proclamation des Vicekönigs von Mexico seine Abreise auf den 14. März bestimmt worden sei. Diese Nachricht machte sehr große Freude, denn nun litt es fast keinen Zweifel, daß das Registerschiff in ihre Hände fallen müsse. Am 1. März vertheilte Anson seine Schiffe so, daß sie eine Linie von wenigstens vierundzwanzig Leagues bildeten, wo zwischen den Schiffen gar Nichts vorfallen konnte, was unbemerkt geblieben und nicht sogleich der ganzen Escader kund gemacht worden wäre, indem die Stellung der Schiffe so regelmäßig und symmetrisch war, daß durch Signale gleich von dem Einen dem Anderen Alles bekannt gemacht werden konnte, was es gesehen hatte. Bis zum 25. lebten sie immer in der angenehmen Hoffnung, da sie überzeugt waren, das Registerschiff habe den Hafen noch nicht verlassen. Allein jetzt trat Wassermangel

ein, man ward einstimmig darüber, nach Chequetan zu steuern, um sich dort aufs Neue zu verproviantiren, und damit das Registerschiff ihnen nicht entginge, ward Hughes, der Lieutenant der Schaluppe, beordert, bei Acapulco vierundzwanzig Tage lang herumzukreuzen, damit dieser ihnen sogleich Nachricht davon geben könne, wenn das Schiff aus Acapulco abgesegelt sei.

Am 1. April waren sie ganz nahe bei Chequetan, daß zwei Böte hinüberfahren konnten, um nach einem Orte zu forschen, wo Wasser eingenommen werden könnte. Diese fuhren aber einige Tage herum, ohne zu finden, was sie suchten, und kamen selbst in sehr großen Wassermangel, welcher sie wahrscheinlich, da sie nur Salzfleisch zur Nahrung hatten, in einem so heißen Clima umgebracht haben würde, wenn sie nicht so glücklich gewesen wären, täglich mehrere Schildkröten zu fangen.

Die Schiffe ankerten indeß. Der Hafen liegt unter 17° 36′ nördlicher Breite, und ist ohngefähr dreißig Leagues im Westen von Aca-

pulco. In der Nähe von Acapulco ist eine Sandbank, die sich achtzehn Leagues westwärts ausdehnt, und an welcher sich die Meereswogen so heftig brechen, daß an keiner Stelle derselben die Landung mit Böten möglich ist, der Meeresgrund aber ist so rein von Klippen, daß in der guten Jahrszeit die Schiffe mit großer Sicherheit, in der Entfernung von einer bis zwei Meilen von der Küste dort ankern können. Da das Land sehr bewohnt zu seyn schien, so machte sich Anson Hoffnung, sich frisches Fleisch und andere Mundvorräthe verschaffen zu können, deren man sehr bedurfte. Er schickte daher vierzig Mann ans Land, die gut bewaffnet und beauftragt waren, eine Stadt oder ein Dorf aufzusuchen, und mit den Einwohnern einen Verkehr zu beginnen. Als diese Truppe etwa fünf Meilen vom Hafen landeinwärts gegangen war, fand sie zwei Straßen, von denen die eine ost-, die andere westwärts führte. Sie schlugen die letztere ein, verfolgten sie und kamen in eine große Ebene, wo sie auf der einen Seite eine Schildwache zu Pferd antrafen, die mit einem Pistol bewaffnet war. Vom Funkeln ihrer Waf-

sen aber ward sein Pferd scheu und lief mit ihm sehr schnell davon, so daß er sich selbst kaum noch auf ihm erhalten konnte, und Hut und Pistol ihm entfielen. Die Truppe eilte nach, konnte aber den Ort, wohin das Pferd mit ihm lief, nicht entdecken, fand auch kein Wasser, und kehrte, von Durst gequält, zurück.

Als man jetzt den Zustand, in dem man sich fand, genauer erwog, sah man ein, daß man nicht mehr Mannschaft habe, als etwa zur Bemannung eines Kriegsschiffes vom vierten Range ausreichte. Man beschloß daher die Vernichtung der neulich gecaperten Sondir-Schaluppe, des Carmelo und des Carmin, und die Vertheilung der Mannschaften dieser Fahrzeuge sammt den Ladungen derselben auf dem Centurio und Gloucester. Diese geschah am 27. April und am folgenden Tage lichteten diese beiden Schiffe die Anker. Sie ließen aber in einem angebundenen Bote eine gestöpfelte Flasche zurück, in welche ein Brief eingeschlossen war, welcher den neulich abgeschickten Lieutenant Hughes — der vierundzwanzig Tage lang vor dem Hafen von Acapulco herumkreuzen sollte — benachrich-

tigte, daß der Commodore wieder auf seine Station bei Acapulco zurückgekehrt sei, daß er aber binnen wenigen Tagen sie verlassen werde, und daß er den übrigen Theil der Escader einholen wolle, welche mehr südwärts herum kreuze, wie sie bisher gethan habe. Diese letzteren Worte waren bloß in der listigen Absicht hinzugefügt, die Spanier in die Irre zu führen, welche etwa des angebundenen Boots sich bemächtigen und den Brief lesen könnten, was auch wirklich dann geschah.

Am 2. Mai, einem Sonntage, waren sie etwa drei Leagues von Acapulco, und da Hughes mit seinem Cutter noch nicht erschien, so hielt es Anson nun für gewiß, daß er gecapert und in den Hafen gebracht worden. Er schrieb daher einen höflichen Brief an den Gouverneur, und bat, daß man ihm Herrn Hughes sammt seinen Leuten ausliefere, wofür man alle Spanische Gefangenen, die man an Bord hatte und unter denen sich einige bedeutende befanden, ebenfalls freizugeben versprach.

Während man noch auf die Beantwortung

dieses Briefes wartete, rief die in den Mastkorb gestellte Wache aus, sie sehe in beträchtlicher Entfernung südöstlich ein heransegelndes Boot. Als es näher kam, entdeckte man mit freudigem Erstaunen, daß es Lieutenant Hughes sei.

Nun verließ man am 6. Mai 1742 die Americanische Küste und steuerte der Chinesischen zu, mit dem Plane, dort einen nordöstlichen Passatwind abzuwarten, und mit diesem — den die früheren Reiseberichte als etwa siebenzig bis achtzig Leagues von der Küste aufspringend angegeben hatten — weiter zu segeln. Der Gloucester befand sich bereits in einem sehr elenden Zustande, und ward daher am 15. August alles Nützlichen, was er noch an Bord hatte, entledigt, und durch Feuer vernichtet. Das Feuer griff auf ihm sehr schnell um sich, erreichte endlich die Kanonen, und am andern Morgen um 6 Uhr ging das Schiff in Rauch auf.

Am 23. August mit Tagesanbruch hatten sie das Vergnügen, zwei Inseln westlich zu gewahren, und am nächsten Morgen eine dritte. Hierauf schickten sie nach einer derselben ihr Boot ab,

und dieß kehrte am Abende mit der Nachricht zurück, daß kein Ankerplatz zu finden sei.

Am 26. verloren sie Annatajan*) aus dem Gesichte, aber am nächsten Morgen entdeckten sie drei andere, von denen sie sich nachmals überzeugten, daß es Sayan, Tinian und Aiugigan waren**). Sie steuerten sogleich der mittelsten, der Insel Tinian zu, steckten Spanische Flagge auf, und einen rothen Wimpel auf die Spitze des Haupt-Topmastes, in der Hoffnung, daß dadurch die Bewohner der Insel sich täuschen lassen und das Schiff für das große Spanische Registerschiff von Manilla halten würden, was sie bewegen dürfte, an Bord zu kommen. Ein auf der Insel wohnender Spanier kam wirklich alsbald, ward ausgefragt, und meldete, daß die Insel unbewohnt sei. Deßungeachtet biete sie, sagte er, eine ungeheure Menge von höchstschätzenswerthen Dingen dar, wie man sie nur in den cultivirten Ländern erwarten möge.

---

*) Eine der Marianen oder Ladronen.

**) Ebenfalls Ladronen.

Das Clima sei ganz vortrefflich, das Wasser sehr gut. Die Wälder seien voll von süßen und sauren Orangen, Citronen, Limonien und Cocusnüssen. Ueberdieß habe die Insel eine Frucht von ausgezeichneter Güte, die ganz die Stelle des Brodes vertreten könne (die Brodfrucht). Schweine, Federvieh, Rindvieh finde man in ungeheurer Menge wild in den Wäldern herumlaufend. Die auf der Insel Guaham befindliche Spanische Garnison, zu welcher auch er gehöre und als Sergeant angestellt sei, versorge sich sehr häufig mit von Tinian, und er sei jetzt eben mit zweiundzwanzig Indianern hier, um eine Barke von funfzehn Tonnen Last, welche ganz nahe an der Küste vor Anker liege, mit Fleisch zu beladen.

Am nächsten Morgen ward nun eine gut bewaffnete Truppe auf die Insel hinübergeschickt, um einen guten Landungsplatz aufzusuchen. Dieß geschah ohne Schwierigkeit, da die Indianer in die Wälder geflohen waren. Sie fanden mehrere Hütten, welche ihnen die Mühe ersparten, Zelte aufzuschlagen. Die größte darunter war zwanzig Fuß lang und funfzehn Fuß breit.

Sie ward sogleich zu einem Lazareth eingerichtet, und man schaffte die sämmtlichen Kranken, deren Zahl sich auf hundert achtundzwanzig belief, hinein.

Tinian liegt unter 15° 8′ nördlicher Breite, ist etwa zwölf Englische Meilen lang und sechs breit. Der Boden ist überall schön und von Morästen frei, das Clima sehr gesund. Nach der Mitte der Insel hin erhebt sich das Land allmählich, doch unterbrechen es immerfort Thäler in seinem Ansteigen, und manche dieser Thäler ziehen sich unregelmäßig durch das Land hindurch. Die anmuthigsten Waldungen und freien Plätze schmücken sowohl die Berge als die Thäler, und ziehen sich zum Theil in langen Strecken durch die ganze Insel hindurch.

Das Rindvieh fanden sie sämmtlich von milchweißer Farbe, bloß die Ohren ausgenommen, welche braun oder schwarz waren. Sie sahen häufig aus mehreren hunderten bestehende Heerden auf den Wiesen. Auch von Europäischem Hausgeflügel gab es eine Menge in und an den Wäldern, und die mannichfachen Stimmen die-

ser Thiere erinnerten auf eine sonderbare und sehr angenehme Art an ein mit Landhäusern und Meierhöfen angefülltes Land, dergleichen es doch hier gar nicht gab. Kurz, Alles, was man um sich herum sah und hörte, machte die Insel lieblich.

Die Brodfrucht ward von der ganzen Schiffsmannschaft anstatt des Brods gegessen, und dem Brode selbst noch so sehr vorgezogen, daß sie während ihres Aufenthaltes auf der Insel auf ihre Brod-Razionen ganz verzichtete.

In der Nacht auf den 22. September erhob sich ein Ostwind mit solcher Heftigkeit, daß die an Bord Befindlichen ihren Untergang fürchteten. Anson selbst und der größte Theil der Mannschaft waren, weil sie den Scorbut hatten, am Lande, und die einzige Rettung der an Bord Befindlichen schien darin zu bestehen, daß sie so schnell wie möglich die hohe See erreichten, da alle Communication mit den am Lande Befindlichen für sie abgeschnitten war, indem die Wogen schon so hoch gingen, daß kein Boot hin und her fahren konnte.

Gegen 1 Uhr trieb sie ein heftiger von Regen und Blitzen begleiteter Windstoß plötzlich ins Meer. Die Gefahr ward mit jedem Augenblicke größer für sie. Mit Tagesanbruch bemerkten die am Lande Befindlichen, daß das Schiff fort war, und zweifelten gleich gar nicht, daß es verloren sei. Man bat den Commodore, ein Boot um die Insel herum segeln zu lassen, um nach dem Wrack umzusehen. Dieß war zu schwierig und auch fruchtlos. Man war in Verzweiflung. Endlich hatte Anson den Einfall, die neulich gecaperte Spanische Barke auf den Strand ziehen und zersägen, auch etwas verlängern zu lassen, weil er so an ihr ein Fahrzeug von vierzig Tonnen Last zu gewinnen hoffte, mit welchem sich eine Fahrt nach China unternehmen ließe.

Zum Glück waren die Zimmerleute vom Gloucester und von der Sondir-Schaluppe mit auf der Insel und hatten all ihr Handwerksgeräth bei sich. Auch die Hauptbestandtheile der Schmiede hatte man hinüber geschafft. Auch waren eine Menge Segel und Taue noch auf der Barke und vom Centurio waren ebenfalls etliche da. Diese nebst den aufge-

schlagenen Zelten gaben schon einen hinlänglichen Vorrath von Takelage.

Aber ein sehr trauriger Umstand war, daß sie keinen Compaß und keinen Quadranten mitgenommen hatten. Endlich fanden sie doch beim Durchsuchen einer auf der Spanischen Barke befindlichen Kiste einen kleinen Compaß, der zwar nicht viel größer war als die, welche man für Schulknaben zu fertigen pflegt, unter den jetzigen Umständen aber für sie doch einen sehr hohen Werth hatte.

Am 5. November wollten sie in See stechen, nach der Berechnung, die sie gemacht hatten, daß sie gerade an diesem Tage mit Allem fertig seyn müßten. Am 11. October aber schon erblickte ein Matrose des Gloucester von einem Berge in der Ferne den Centurio, und lief sogleich herbei, um diese fröhliche Botschaft zu bringen. Um fünf Uhr konnten Alle den der Küste sich nähernden Centurio ganz deutlich sehen. Sogleich schickte man nach diesem seit neunzehn Tagen vermißten Schiffe ein Boot mit achtzehn Mann, um die Mannschaft desselben zu verstär-

ken und zugleich ihm frisches Fleisch und Früchte zuzuführen. Schon am Nachmittage legte es sich auf der Rhede vor Anker, Anson ging selbst an Bord desselben, und ward mit der herzlichsten Freude empfangen.

Am 14. October, dem dritten Tage nach seiner Ankunft, trieb ein plötzlicher Windstoß dieses Schiff abermals ins Meer, aber nach fünf Tagen etwa gelang es ihm, wieder auf den Ankerplatz zurückzukommen.

Am 20. October endlich traten sie ihre Reise nach Macao an. Die Barke und die Proe vernichteten sie durch Feuer, und steuerten sodann dem Süd-Ende der Insel Macao zu.

Als sie um das Süd-Ende der Insel Formosa hinum waren, und eben bei den Felsen von Vele Rite vorbei segelten, hörte man plötzlich vom Vorder-Castell des Schiffes das laute Geschrei: „Feuer! Feuer!“ In der äußersten Verwirrung lief Alles dahin. Der große Backofen war unvorsichtiger Weise zu sehr geheizt worden, die Backsteine waren glühend ge-

worden, und das Feuer hatte sich der zunächst befindlichen hölzernen Wand mitgetheilt. Indeß es ward bald gelöscht.

Am 5. December um Mitternacht kamen sie ans Chinesische Festland, und da sie nicht recht wußten, wie sie ihren Lauf nehmen sollten, legten sie bei. Mit Sonnenaufgang sahen sie sich zu ihrem großen Erstaunen von einer Anzahl von Fischerböten umgeben, die sich über das sie rings umgebende Meer verbreiteten, so weit nur das Auge reichte. Doch waren alle diese Böte mit weiter gar nichts als dem Fischfange beschäftigt, und die Gleichgültigkeit der Mannschaften derselben gegen alles Andere, ihr gänzlicher Mangel an Neugier, da sie doch ein großes Englisches Schiff in ihrer Nähe sahen, war höchst verwunderungswürdig. Anson wünschte einen Lootsen von denselben zu bekommen, aber er mochte diesen Böten auf deren keinem weniger als drei Mann waren, Zeichen machen und zurufen, wie er wollte, er mochte ihnen als Lockung blinkende Piaster vorhalten, so viel er wollte, sie nahmen gar keine Kenntniß davon, und gingen schlechterdings bloß ihrem Geschäfte nach.

Am 9. endlich kam doch ein Chinese an Bord, und gab in gebrochenem Portugiesisch die Erklärung von sich, daß er für die Summe von dreißig Piaster das Englische Schiff als Lootse nach Macao bringen wolle. Dieses Erbieten nahm man an, und bezahlte ihm die Summe sogleich. Am 12. Vormittags um 10 Uhr erreichten sie Macao, die bekannte Portugiesische Colonie, eine kleine in der Mündung des Flusses Canton liegende Insel, wo stets ein Portugiesischer Gouverneur sich aufhält, der aber in einer traurigen Abhängigkeit von den Chinesen lebt. Zwei Tage später kam ein Chinesischer Mandarin vom oberster Range nebst zwei geringeren an den Centurio heran, und brachte ein großes Gefolge von Officieren und Dienern und eine Truppe von Musicanten mit.

Am 19. April gingen die Engländer wieder in See. Am letzten Mai erreichten sie das Cap Espirito Santo, wo sie herumkreuzten bis zum 20. Juni, an welchem Tage ihnen das lange sehnsüchtig erwartete Spanische Schiff endlich zu Gesicht kam. Zu Ansons und seiner Mannschaft großem Erstaunen kam es mit großer

Dreistigkeit selbst auf den Centurio zu und bot ihm den Kampf an. Das Gefecht begann sogleich, und währte anderthalb Stunde, worauf das Spanische Schiff sich ergeben mußte, nachdem es siebenundsechzig Todte und vierundachtzig Verwundete bekommen hatte, unter denen auch der General Don Jeronimo de Monterio selbst war, der mit sehr vieler Bravour gefochten hatte. Der Centurio hatte bloß zwei Todte und siebenzehn Verwundete, welche bald darauf mit Ausnahme eines wieder geheilt wurden. Die Prise, welche Nuestra Sennora de Cabadogua hieß, hatte fünfhundert und funfzig Mann und sechsunddreißig Kanonen. Ihre Ladung ward auf vierhundert Tausend Pfund Sterling taxirt.

Die Freude über diesen außerordentlichen Glückscoup nach so sehr vielem ausgestandenen Drangsal war grenzenlos, aber sie ward bald auf eine schreckliche Weise unterbrochen durch die Nachricht, daß auf dem Centurio ganz in der Nähe der Pulverkammer Feuer ausgebrochen sei. Anson hörte sie an, ohne sich im Mindesten darüber erschrocken zu zeigen, und indem er durch

die Gelassenheit und Ruhe in seinem ganzen Benehmen verhinderte, daß die Mannschaft in allzugroße Bestürzung und Verwirrung geriethe, gelang es ihm, eine solche Ordnung in die Rettungsanstalten zu bringen, daß das Feuer binnen Kurzem glücklich gelöscht ward, ein so fürchterliches Aussehen es auch Anfangs hatte.

Anson gab das Commando auf der Prise seinem ersten Lieutenant Saumarez, und nachdem er die gehörigen Maßregeln genommen hatte, die Gefangenen, deren Zahl bei Weitem die Zahl seiner eigenen Leute überstieg, in engen Gewahrsam zu bringen, befahl er, wieder nach Macao zu steuern.

Am 14. legte sich der Centurio in der Bocca Tigris, der Mündung des Canton-Flusses, vor Anker. Hier bekam man einen Besuch vom Mandarin, welcher Commandeur der hier befindlichen Forts war. Er fragte, wer man sei, woher man komme, und wie viel Leute man mit habe, weil er über alles dieß einen Bericht

an den Gouverneur in Canton erstatten müsse.

Am 30. November sollte Anson dem Chinesischen Vicekönig oder Gouverneur vorgestellt werden, und ward zu diesem Behufe von einer aus zweihunhert Mann bestehenden kaiserlichen Garde vor den kaiserlichen Palast geführt, in welchem der Vicekönig residirte. Auf dem großen Platze vor demselben fand er ein Heer von nicht weniger als zehntausend Mann versammelt, die sämmtlich unter den Waffen waren, und ein sehr staatliches Aussehen hatten.

Am 15. October 1743 segelte der Centurio von hier wieder ab, und am 3. Januar 1744 legte er sich bei der Prinzen-Insel in der Sunda-Straße vor Anker, wo er bis zum 8. blieb. Am 11. März legte er sich in der Tafelbai am Vorgebirge der guten Hoffnung vor Anker, fuhr am 3. von da weiter, und erreichte am 19. Sanct Helena, welches er aber nicht berührte.

Am 15. Juni endlich hatte Anson seine ganze Reise vollendet, und lief in den Hafen von Spik-

hend ein. Anson hörte hier, daß er, von einem dicken Nebel den Augen des Feindes verhüllt, mitten durch eine Französische Flotte, ohne von ihr bemerkt zu werden, hindurch gefahren und so einem harten Kampfe entgangen sei.

Ende des zweiten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Galt, John,

Sämmtliche Reisen um die Welt von Magellan bis auf unsere Zeiten

Bd.: 2

Jena (1822)

It.coll. 58 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465617-6